

DIVINITAS

von Asuka Lionera

© 2015 Asuka Lionera

Umschlaggestaltung: Asuka Lionera

Foto: Holly Broomhall (<http://hollybroomhall.format.com/>)

Model: Rachel Hope Crofts

ISBN: 978-3-95991-022-4 (Softcover)

ISBN: 978-3-95991-122-1 (eBook)

Kontakt:

Autorin@asuka-lionera.de

<http://asuka-lionera.de/>

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Die Handlung und alle handelnden Personen sind frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder realen Personen wären rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Für meine Mama,
die noch ein größerer Bücherfresser ist als ich
(sofern das überhaupt möglich ist)
und
für meine Großeltern,
die mir als Kind pausenlos Märchen und Geschichten vorlesen mussten,
bis ich jedes einzelne Wort mitsprechen konnte.

Kapitel 1

Ich bin erledigt.

Vor meinen Füßen liegt die kümmerliche Ernte diesen Jahres. Kartoffeln, die nicht einmal halb so groß sind wie meine Faust, und verschrumpelte Rüben.

Der ungewöhnlich heiße Sommer und die daraus resultierende Hitze haben ihren Tribut gefordert.

Deprimiert lasse ich meinen Blick über das Feld vor mir gleiten und wische mir den Schweiß von der Stirn.

Alles war umsonst.

Nervös beiße ich mir auf die Unterlippe, während ich zurück zu meiner Hütte laufe. Selbst der kleine Bach, der sonst so munter neben meinem Zuhause entlang geplätschert ist, ist zu einem traurigen Rinnsal verkommen. Zu wenig Wasser, um meine beiden Felder zu bestellen, die mich eigentlich über den Winter hätten bringen sollen.

Es ist Zeit, meine zweite Nahrungsquelle zu überprüfen.

Nachdem ich meine langen braunen Haare zu einem Zopf geflochten habe, laufe ich im angrenzenden Wald die aufgestellten Fallen ab.

Nichts. Wie schon die ganze letzte Woche.

Das trockene Laub unter meinen Füßen raschelt laut, während ich von einer Schlinge zur nächsten laufe, nur um wieder enttäuscht zu werden.

Es ist zwar noch früh am Morgen, aber ich habe keine Hoffnung mehr, heute noch einen Hasen oder zumindest ein Eichhörnchen zu fangen. Schließlich hatte ich schon die ganze letzte Zeit kein Glück.

Langsam dämmert es mir, dass ich keine Wahl habe, und sofort bildet sich ein eiskalter Klumpen in meinem Bauch, der sich durch meine Eingeweide frisst.

Trotz des ungewöhnlich warmen Wetters fröstelt es mich und ich reibe mir die Arme, während ich zu meiner Hütte zurücklaufe.

Ich will es nicht tun. Ich will nicht ins Dorf.

Aber ich weiß, dass ich es *muss*.

Nicht, weil ich den langen Marsch von etwa einem halben Tag scheue. Auch nicht, weil sich mir bei den dort verlangten Preisen die Galle hochkommt.

Sondern wegen der *Menschen*.

Früher ist alle paar Wochen ein fahrender Händler in den Wald gekommen. Etwa drei Stunden von meiner Hütte entfernt haben wir uns getroffen und ich habe ihm feines Wildfleisch, das ich erbeutet habe, oder Schmuck verkauft. Besonders die Armreife, die ich aus Rehgehörn oder Wildschweinhauern herstelle, waren bei den Frauen sehr beliebt.

Seit etwa einem halben Jahr ist er hier nicht mehr aufgetaucht. Sicherlich, er war alt, aber ich hoffe trotzdem, dass ihm nichts passiert ist. Er war in Ordnung und stellte keine Fragen. Er nahm, was ich ihm brachte, und entlohnte mich ordentlich.

Außerdem hat er mir in der Vergangenheit oft die Bestellungen aus dem Dorf geliefert, die ich dann in einer nahegelegenen Höhle verstaute und einzeln zu meiner Hütte geschleppt habe. Ein Vorgehen, das auch schon meine Ziehmutter so praktiziert hat.

Sehr mühselig, aber ich habe keine andere Wahl.

Die Menschen dürfen nicht wissen, was ich bin. Sie dürfen nicht einmal *ahnen*, was so nah an ihrem Dorf lebt.

Ich bin mir sicher, dass die Ernte im Dorf Thiras nicht so katastrophal ausgefallen ist wie bei mir, schließlich liegt das Dorf direkt an einem vom Fluss gespeisten See. Aber hier mitten im Wald habe ich nichts außer dem kleinen Bach, der nahezu versiegt ist.

Ich ertappe mich dabei, wie ich sinnlose Tätigkeiten verrichte oder den Staubkörnern zuschauen, die im Sonnenlicht tanzen. Alles, um den Aufbruch hinauszuzögern.

Genervt fahre ich mir mit der Hand durchs Gesicht. *Du kannst das, Fye. Du warst schon so oft im Dorf und niemals ist etwas passiert. Auch diesmal wird alles gut gehen.*

Tatsächlich war ich seit dem Tod meiner Ziehmutter Bryande nur ein einziges Mal im Dorf. Seitdem lebe ich von meinen Feldern und dem, was der Wald mir gibt. Hin und wieder habe ich auch etwas bei dem fahrenden Händler gekauft oder getauscht. Es waren gute Jahre mit noch besseren Ernten und ich habe keinen Gedanken daran verschwendet, dass es einmal anders sein könnte.

Menschenmassen jagen mir schon bei der bloßen Vorstellung einen Schauer über den Rücken.

Doch es hat keinen Sinn. Ich kann es sicherlich noch ein paar Tage hinauszögern, aber früher oder später werde ich mich auf den Weg ins Dorf machen müssen. Lieber heute, bei gutem Wetter. Wer weiß, vielleicht gießt es morgen schon aus Eimern.

Auch wird es dann noch einige Tage dauern, bis die Ware geliefert wird. Und wieder einige Tage länger, bis ich alles zu meiner Hütte geschafft habe. Außerdem muss ich erstmal einen Lieferanten finden, der bereit ist, meine gekauften Waren mit seinem Karren mitten in den Wald zu fahren und dort abzuladen - und dabei keinerlei Fragen zu stellen.

Also streife ich die von der Feldarbeit schmutzige Kleidung ab, schlüpfte in eine enge Hose und ziehe ein braunes Wams über, das mir bis zu den Knien reicht und das ich mit einem Gürtel in der Taille zusammenhalte.

Anschließend kratze ich alle meine Ersparnisse zusammen, um den Händler und den Lieferanten im Dorf bezahlen zu können. Wohlweislich nehme ich mehr Münzen mit: Einerseits, weil nach dem unnatürlich heißen Sommer die Preise gestiegen sein werden und andererseits, um mir Verschwiegenheit zu erkaufen.

Ich verstaue die Münzen in einem Lederbeutel, den ich an den Gürtel binde, und greife nach meinem grünen Umhang, den ich mit einer silbernen Schließe zusammenhalte. Bevor ich meine Hütte verlasse, schlage ich die Kapuze über den Kopf, um meine Ohren zu verdecken, sodass niemand auf den ersten Blick sehen kann, dass ich nicht menschlich bin.

Meine Ohren. Mein Makel. Das Zeichen meiner Herkunft.

Beim Hinausgehen greife ich nach meinem Stab und ziehe die Kapuze tief ins Gesicht, während ich krampfhaft versuche, die Panik niederzukämpfen, die Besitz von mir ergreift.

Unter keinen Umständen dürfen die Menschen sehen, was ich bin. Es wäre mein sicherer Tod.

Ich kann gar nicht zählen, wie oft ich mit meiner Ziehmutter das Dorf besucht habe. Es ist bisher immer gut gegangen. Es wird auch heute gut gehen. Heute Abend werde ich schon wieder in meiner Hütte sein und über meine Angst lachen.

Ich lege die Hand um meine silberne Schließe, atme tief durch und schlage einen schnellen Schritt Richtung Dorf ein.

*_*_*_*

Da die Bäume über mir nahezu alle Blätter verloren haben, scheint die heiße Mittagssonne ungehindert auf mich hinab. Schweiß rinnt mir mittlerweile in Strömen den Rücken herunter, doch ich versuche ihn zu ignorieren. Ich habe es eilig und um nichts in der Welt würde ich außerhalb meiner Hütte die Kapuze ablegen.

Das trockene Laub knirscht unter meinen Füßen, während ich flink zwischen den Bäumen abseits der Wege entlang renne.

Auf meine Schritte achte ich jedoch kaum, denn meine Gedanken schweifen ständig ab. Der Knoten in meinem Bauch hat sich mittlerweile zu einem stattlichen Klumpen entwickelt und mit jedem Schritt, den ich näher an das Dorf komme, scheint er sich zu vergrößern.

Sollten die Menschen entdecken, was ich bin, wäre ein Leben in einem dunklen, feuchten Kerker noch die beste Aussicht, mit der ich rechnen kann. Es würde jedoch eher auf den Strang oder das Schwert hinauslaufen - wenn ich Glück habe. Es fällt mir nicht schwer, mir schlimmeres als das vorzustellen, immerhin kenne ich die Geschichten und weiß, was mit Meinesgleichen passiert, wenn man uns zu fassen bekommt. Nicht dass das oft vorkommt. So viel ich weiß, gibt es nur noch sehr wenige Mischlinge wie mich. Jedoch bauschen die Menschen eine Ergreifung gern zu einem Spektakel auf, das sich für Monate in ihren Köpfen festbrennt.

Ich blende meine Umgebung nahezu komplett aus und hänge diesen düsteren Gedanken nach. Was, wenn es diesmal doch nicht gut geht? Wenn ich geschnappt werde? Doch wenn ich dieses Risiko nicht eingehe, ende ich als abgemagertes Skelett im Wald. Ich habe also die Wahl zwischen schmerzlichem und qualvoll langsamen Tod. *Großartig.*

Abrupt bleibe ich stehen und drehe mich nach allen Seiten um. War da nicht eben ein Geräusch im Unterholz hinter mir? Noch bin ich nicht weit entfernt von meiner Hütte. Sollte sie von einem Wegelagerer entdeckt werden, wäre ich in Gefahr. *Verdammt!* Ich beiße die Zähne zusammen. Ich habe mich von meiner Panik und meinen Angstträumen ablenken lassen. Sicherlich wäre mir schon vorher aufgefallen, dass dort etwas ist.

Ich halte den Stab nun mit beiden Händen umklammert und beobachte aufmerksam meine Umgebung, während ich auf ein erneutes Geräusch warte. Ich spüre, dass ich nicht allein bin. Da, wieder ein Ast, der unter einem großen Gewicht geräuschvoll knackt. Schwerfällige Schritte nähern sich mir. So plump bewegt sich kein Geschöpf des Waldes. Kein Jäger würde sich so laut an seine Beute heranschleichen, und kein Beutetier würde so einen Krach veranstalten, damit jeder Jäger auf es aufmerksam wurde. Nein, da kommt etwas anderes auf mich zu.

Blitzschnell wirble ich herum und warte kampfbereit.

Ich erschrecke trotzdem, als er aus dem Unterholz tritt, und weiche einen Schritt zurück. Vor mir steht ein Hüne von einem Menschenmann. Seine Arme sind so dick wie Keulen und mit dichtem Haarwuchs übersät, sodass sie fast schwarz wirken und quer durch sein hässliches

Gesicht verläuft eine große, wulstige Narbe. Mit seinen Schweinsaugen blickt er in meine Richtung und fängt sofort dümmlich an zu grinsen. Angewidert weiche ich einen weiteren Schritt zurück, lasse ihn jedoch nicht aus den Augen und verfolge jede seiner Bewegungen.

„Na, sieh mal einer an. Was haben wir denn hier?“ Er wischt sich mit dem Handrücken über den Mund. „So ganz alleine unterwegs im dunklen, finsternen Wald?“

Stampfend macht er zwei Schritte auf mich zu. Jetzt sehe ich, dass er in seiner linken Hand eine große Axt hält, die er lässig schultert. Ein Holzfäller? Kurz hält er inne und taxiert mich von oben bis unten und wieder zurück. Eiskalt läuft es mir den Rücken hinunter, als seine kleinen Äuglein auf meinem Gesicht hängen bleiben. Ich weiß genau, was er sieht: ein hübsches, hilfloses Mädchen, ganz allein mitten im Wald.

Doch der Schein trügt. Ich bin alles andere als hilflos.

„Komm nur her, meine Schöne. Brauchst doch keine Angst zu haben.“ Er hält mir eine seiner Pranken hin, als würde er denken, dass ich danach greife. Schützend halte ich den Stab vor meinen Körper. Anscheinend fasst er das als Einladung auf, noch zudringlicher zu werden. Wieder macht er einen Schritt auf mich zu und streckt seine schwielige Hand nach mir aus. Ich ziele kurz und schlage kräftig mit meinem Stab gegen seinen Handrücken. Der Hüne jault auf und sein Gesicht verzieht sich zu einer Fratze.

„Kleines Biest!“ schreit er mich an, lässt seine Axt fallen - *grober Fehler, Freundin!* - und versucht nun, mit beiden Händen nach mir zu greifen. Ich weiche ihm in letzter Sekunde aus und schlage erneut mit dem Stab zu. Diesmal auf seinen Rücken, was ihn taumeln lässt und ihm einen weiteren Schmerzensschrei entlockt. Es dauert kurz, bis er sein Gleichgewicht wieder findet, setzt dann aber gleich den Angriff weiter fort.

Er weiß einfach nicht, wann er verloren hat.

Langsam werde ich der ganzen Sache überdrüssig. Anscheinend reicht meine physische Kraft nicht aus, den Hünen zu Fall zu bringen oder ihm wenigstens soweit den Spaß zu verderben, dass er von mir ablässt. Ich muss wohl zu drastischeren Mitteln greifen. Es ist mir zwar zuwider und birgt Gefahren, aber ich habe keine Lust, mich von diesem Riesen anfassen zu lassen.

Den Stab nun in nur einer Hand, bilde ich mit der Rechten eine Faust, schließe die Augen und murmele die uralten Worte, die sich für taub gewordene Menschenohren anhören wie ein melodischer Singsang. Kurz hält der Hüne inne und glotzt auf meine Faust, die nun leicht schimmert. Ich spüre die Macht und wie die Hitze in meiner Hand immer größer wird. Ein Luftzug umgibt mich, wirbelt meinen Rock und meinen Umhang umher, während ich weiter den Spruch aufsage. Als ich die Hitze in meiner Faust beinahe nicht mehr aushalten kann, öffne ich die Hand. Über der Handfläche tanzt nun ein Feuer. Jetzt schlage ich die Augen auf, fixiere den Mann und als ich die letzten Worte spreche, wächst die Flamme zu einem Feuerball heran, der zuckend über meiner Hand schwebt.

Wimmernd vor Panik sinkt der Mann auf die Knie und legt einen Arm vor sein Gesicht, um seine Augen vor dem strahlenden Licht des Feuerballs zu schützen. Der Gedanke, dass ich für ihn aussehen muss, wie eine Rachegöttin, blitzt in meinem Kopf auf. Nein, so will ich nicht gesehen werden! Ich tue das hier, um mich zu verteidigen und nicht, um Unheil zu stiften und Verderben zu bringen. Um den Gedanken zu vertreiben, schüttele ich mich kurz, wodurch die Kapuze herunter rutscht.

Nun sehen seine Schweinsaugen aus, als würden sie jeden Moment aus seinem Kopf fallen. Jetzt, da er merkt, was genau er vor sich hatte, beginnt sein massiger Körper vor Angst zu beben. Auf seiner zerschlissenen Hose bildet sich ein nasser Fleck. Der Anblick weckt Mitleid

und Ekel gleichzeitig in mir.

Ich lasse den Feuerball schmetternd nur wenige Zentimeter neben ihm zu Boden gehen. Dem Mann entfährt ein Schrei, als das Feuer das Gras neben ihm versengt und er die Hitze an seinem Körper spürt. Sicherlich wird auch ein großer Teil seiner üppigen Körperbehaarung in Mitleidenschaft gezogen. Nun ja, das ist kein großer Verlust.

Langsam schreite ich auf ihn zu und bleibe über dem wimmernden Bündel stehen, das zu meinen Füßen liegt. Er ist unfähig, zusammenhängende Worte von sich zu geben. Bei diesem Anblick bin ich froh, keiner von ihnen zu sein, auch wenn dieser Kerl wahrlich kein leuchtendes Beispiel für seine Rasse ist. Ich nehme meinen Stab nun wieder in die rechte Hand und lasse ihn auf seinen Kopf nieder fahren. Augenblicklich sackt er bewusstlos zusammen.

Die Absicht, ihn zu töten, habe ich nicht. Damit hätte ich mich mit diesem Pack auf eine Stufe gestellt. Hinzu kommt, dass ich nicht mehr anrichten kann, als ihm ein paar Verbrennungen zuzufügen. Ich hoffe, dass er mit einem gehörigen Brummschädel aufwachen und sich nur undeutlich an das eben Geschehene erinnern würde. Und dass er eine andere Richtung einschlagen würde als zu meiner Hütte.

Einmal mehr bereue ich, dass ich nur die Grundzauber beherrsche. Sonst setze ich meine Künste meist nur für alltägliche Arbeiten wie Feuer machen ein. Mächtige Angriffszauber sind nur den magiebegabten Hochelfenzaubern vorbehalten, die sich dem Studium dieser jahrtausendealten Kunst widmen. Niederen Elfen oder gar Halblingen wie mir bleibt nur die Küchenmagie, wie unsere kleinen Tricks abschätzig genannt werden. Während andere Elfen jedoch magische Kraft aus ihrem Medium ziehen können - Waldelfen ziehen ihre Energie aus Bäumen oder Waldtieren, die Dunkelfelfen zaubern am besten in der Dunkelheit und so weiter - bleibt mir nichts.

Nur Hochelfen brauchen kein spezielles Medium, um ihre Magie zu wirken. Sie können Energie aus nahezu jedem Gegenstand, jeder Tageszeit und auch jedem Lebewesen beziehen. Ich jedoch habe nichts - kein Medium, keine Rasse, keine Zugehörigkeit- und muss mich auf meinen Stab und den Nahkampf verlassen. Zum Glück bin ich in beiden Gebieten ganz passabel.

Ich wende mich von dem Schauplatz des Geschehens ab, wo der Hüne noch immer bewusstlos liegt, ziehe mir die Kapuze wieder ins Gesicht und setze meinen Weg eilig fort. Dieser Zwischenfall hat mich schon zu viel Zeit gekostet.

Bäume und Sträucher fliegen förmlich an mir vorbei, während ich immer weiter renne. Der Weg scheint nicht enden zu wollen. Wenigstens ermüde ich nicht so schnell oder brauche Pausen. Ein kleiner Vorteil meines Halblingdaseins.

Erst als es der Sonne nach bereits später Nachmittag sein muss, sehe ich über den Baumwipfeln die Rauchfahnen des Dorfes. Ich beschleunige meinen Schritt noch etwas. In Gedanken gehe ich nochmals die Liste der Dinge durch, die ich unbedingt benötige.

Kurz bevor ich den Schutz des Waldes verlasse, klopfe ich mir den Staub von Kleidung und Stiefeln. Gewissenhaft überprüfe ich den Sitz des Umhangs und der Kapuze und schultere meinen Stab.

Kapitel 2

Mit langsamen, Menschen gerechten Schritten, trete ich zwischen den Bäumen hervor und folge der Straße ins Dorf Thiras. Die Wege sind nicht gepflastert, bestehen nur aus fest getretener Erde. Kleine Hütten säumen den Weg, eine schäbiger als die andere.

Ich ziehe den Kopf zwischen die Schultern und spähe nur verstohlen nach rechts und links, um so wenig Aufmerksamkeit wie möglich zu erregen.

Ich komme an vielen Feldern vorbei, auf denen nur eine Handvoll älterer Menschen gerade Arbeiten verrichtet. Die meisten Menschen des Dorfes scheinen einfache Bauersleute zu sein, die sich ihren Lebensunterhalt mit dem Bestellen von Äckern verdienen. Diese gebückten Leute sind keine Bedrohung und interessieren sich auch nicht für das verummte Wesen, das zielstrebig an ihren Feldern vorbei läuft. Diese Tatsache lässt mich etwas aufatmen und der eisige Knoten in meinem Bauch lockert sich etwas.

Doch so ganz will mich diese Erkenntnis nicht beruhigen, schließlich sind es gerade die Bauern und einfachen Menschen, die am stärksten an die alten Prophezeiungen und Legenden glauben, während bei Gelehrten und Adligen dies bereits als abergläubischer Unfug abgetan wird. Wenn die Menschen hier wüssten, was gerade so nah an ihren Feldern vorbei läuft, hätten sie ihren Sündenbock für die letzten Missernten gefunden.

Um diesen beunruhigenden Gedanken zu vertreiben, bleibe ich kurz stehen, nachdem ich die Felder hinter mir gelassen habe und schaue mir meine Umgebung genauer an. In der Mitte des Dorfes plätschert ein kleiner See, doch niemand ist dort und erfreut sich daran.

Von der Herberge her dringt ein lautes Stimmengewirr zu mir herüber. Die hohen und zwitschernden Stimmen von jungen Frauen übertönen sich gegenseitig und schmerzen in meinen Ohren. Kichernd und gackernd drängen sie sich um die Fenster im Erdgeschoss und versuchen, einen Blick nach drinnen zu erhaschen, schubsen sich gegenseitig, um den besten Platz zu ergattern. Irgendwas hat dort ihre ganze Aufmerksamkeit.

Der Rest des Dorfes ist wie ausgestorben, abgesehen von den älteren Bewohnern auf den Feldern. Mit hochgezogenen Augenbrauen schaue ich diesem Treiben einen Moment zu und beglückwünsche mich selbst, dass ich diese Phase augenscheinlich übersprungen habe.

Der Laden, das Ziel meiner Reise mit dem kleinen Marktplatz vor dem Eingang, befindet sich am anderen Ende des Dorfes. Mit gesenktem Kopf, immer auf meine Füße schauend und darauf bedacht, nicht aufzufallen, laufe ich weiter. Immer wieder muss ich mich ermahnen, nicht in meinen gewohnt schnellen Schritt zu verfallen. Auf gar keinen Fall will ich, dass mich die Menschen wahr nehmen oder sich fragen, wer ich denn sei.

Da Dorf Thiras die größte Siedlung in der Nähe ist, sind Fremde oder Reisende kein seltenes Bild. Dennoch ist die Angst, dass man mir zu viel Aufmerksamkeit schenkt, mein ständiger Begleiter.

Als ich über die kleine Brücke gehe, die über den Fluss führt, der den See speist, kommen mir lachend drei junge Mädchen mit wehenden Haaren und Röcken entgegen. Sie kichern und

schnattern, als sie sich auf der engen Brücke an mir vorbei drängen. Ich weiche ihnen aus so gut ich kann, presse mich an das Brückengeländer und starre auf das Wasser unter mir. *Bloß nicht auffallen!* Mein Herz klopft mir bis zum Hals, als die drei ganz eng an mir vorbei laufen. Beinahe streifen sie mich und mein Herz setzt vor Angst einen Moment aus. Doch sie gehen weiter, ohne mich auch nur anzusehen, und ich kann wieder normal atmen. Sie reden wild durcheinander und ich greife nur Fetzen ihrer Unterhaltung auf. Ihrer Kleidung nach müssen auch sie einfache Bauern sein, jedoch haben sie ihre Haare kunstvoll aufgedreht und sich mit Glasschmuck behangen.

Ich sehe zu, wie sie sich zu dem Menschenpulk vor dem Gasthaus gesellen, richte meinen Blick wieder zu Boden und setze meinen Weg zum Marktladen fort. Mein Herzschlag ist noch immer etwas aus dem Takt.

Ich hasse es, wenn mir jemand so nahe kommt.

Stumm bete ich darum, dass nicht auch mein Ladenhändler bereits Teil dieser lärmenden Menge geworden ist. Nichts wäre schlimmer für mich, als ihn dort zwischen all den Menschen suchen zu müssen.

Ich treffe nur auf ein paar andere Reisende auf meinem Weg durch das Dorf und atme erleichtert auf, als ich endlich vor dem gemauerten Haus stehe, auf dessen Hof Kisten und Stiegen mit verschiedenen Waren stehen. In einer Kiste entdecke ich einige verschrumpelte Äpfel, in einer anderen lagern Kartoffeln, die kleiner sind als meine Faust. Unzählige Fliegen umschwirren das Obst, das bereits süßlich-stechend riecht.

Mein Mut sinkt. Was, wenn auch der Händler nicht das hat, was ich dringend für den Winter benötige? Das war bisher nie der Fall, deshalb bin ich bis jetzt auch nicht auf diese Idee gekommen. Doch während ich auf das spärliche Angebot vor mir blicke, greift die kalte Hand der Angst wieder nach mir.

Ich habe keine Wahl.

Direkt neben dem Haus finde ich einen Mann, der vor einem großen Ochsengespann steht. Mit gesenktem Kopf trete ich zu ihm.

“Was kosten Eure Dienste?“, frage ich ihn leise.

Er dreht den Kopf zu mir und mustert mich von oben bis unten. “Ein Karren - drei Goldstücke.”

“Ich gebe Euch vier Goldstücke, wenn Ihr die Ware schnellstmöglich zur Weggabelung nach Eisenfels bringt und keine Fragen stellt. Ich erwarte Euch bei Tagesanbruch in vier Tagen.” Um meinen Worten Nachdruck zu verleihen, öffne ich meinen Beutel und ziehe vier glänzende Münzen heraus, die ich in meiner Hand klimpern lasse.

Natürlich weiß ich, dass sein Preis von drei Goldstücken Wucher ist und er nicht dachte, dass ich ihn bezahlen würde. Die blanke Gier lodert in seinen Augen und ich muss grinsen. Geld regiert die Welt, das wird sich nie ändern.

“Ein Goldstück jetzt, die restlichen drei gebe ich Euch, wenn ihr pünktlich zur abgemachten Zeit liefert.” Meine Stimme vibriert in ihrem melodischen Klang und ich stecke so viel Überzeugungskraft wie möglich hinein. Ich lasse eine Münze in seine ausgestreckte Hand fallen und der Mann nickt ergeben und verspricht, alles zu meiner Zufriedenheit zu erledigen.

Das war einfach. Punkt eins auf meiner Liste kann ich somit abhaken. Dank meines Geldes und der Kraft meiner Stimme. “Bezirzen” wird es gemeinhin genannt, eine Fähigkeit der Elfen. Meine Kraft ist jedoch nur minimal. Ich kann nur leichtgläubige Wesen dazu bringen, sich schneller zu entscheiden oder sie von meiner Idee überzeugen. Der Mann wollte sowieso mein

Geld, zögerte aber noch wegen des weiten Weges und meiner Forderungen. Ihn weiter herunterhandeln oder gar umsonst arbeiten zu lassen, läge weit außerhalb meiner Fähigkeiten, denn das würde gegen seinen Willen verstoßen.

Immerhin habe ich einen wichtigen Punkt bereits erledigt und muss mir um die Lieferung keine weiteren Gedanken mehr machen. Also betrete ich das Haus und hoffe, im Inneren eine bessere Auswahl zu finden.

*_*_*_*

Nur zwei kleine Fenster spenden im Verkaufsraum Tageslicht. Überall brennen kleine Kerzen, um den Kunden halbwegs Sicht auf die Ware zu verschaffen. Die stickige Luft und der Qualm beißen in meinen Augen und nehmen mir für einen Moment die Luft zum Atmen. Am liebsten würde ich mich umdrehen und schleunigst wieder im Wald verschwinden. Aber nein, ich zwingen mich, den Raum zu betreten. Weil ich es muss.

Misstrauisch beäugt mich der Ladenbesitzer, ein gedrungener Mann mittleren Alters mit rötlichen Haaren und vielen Sommersprossen, als ich sein Geschäft betrete und direkt auf seinen Tresen zugehe, ohne sein Angebot in Augenschein zu nehmen.

„Was darf's denn sein, junge Frau?“ fragt er mich. Er hat einen näselnden Akzent und schlechte Zähne. Wortlos reiche ich ihm meine Liste, woraufhin er eine Brille unter dem Tresen hervor fischt und den Zettel durchgeht. „So, so“ macht er dann.

Nervös blicke ich mich um. Mit jeder Minute steigt die Gefahr, entdeckt zu werden. Ich will nichts anderes als schnellstmöglich wieder hier weg und die Muskeln in meinen Beinen zittern vor Verlangen, diesem Wunsch Folge zu leisten.

„Bist wohl nicht von hier, was?“ Er hat den Zettel sinken lassen und starrt mich unverblümt an. Ich hebe das Kinn, sodass er gerade so meine Augen unter der Kapuze aufblitzen sehen kann, und starre zurück.

„Nein“, antworte ich kurz und leise und senke den Kopf wieder. Ich spüre dennoch, wie er mich mustert. Anscheinend kommen doch nicht so oft Fremde hierher, wie ich dachte. Mich wundert es nicht bei dieser Auswahl an Waren. Instinktiv klammere ich mich an die Schließe, die meinen Umhang am Hals zusammenhält, mein altes Ritual, um mir selbst Mut zu machen. Ich muss hier dringend raus. Mit jeder Sekunde fällt mir das Atmen schwerer.

„Hmm“ macht er dann wieder und ich tippe ungeduldig mit dem Fuß auf. „Das Meiste habe ich da. Das Saatgut und die Kartoffeln kommen allerdings erst morgen mit der Lieferung.“ Er wendet sich ab und kramt in seinen Regalen nach den Dingen, die auf dem Zettel stehen.

„Morgen?“, quietsche ich. „Aber... warum denn erst morgen?“

Er zuckt mit den Schultern. „Die Lieferung verspätet sich. Hatten unterwegs einen Achsenbruch oder was weiß ich, jedenfalls sind sie erst morgen da.“

„Kann der Mann mit dem Karren die Sachen einfach mitbringen und ich zahle sie jetzt?“, frage ich hoffnungsvoll.

Doch der Ladenbesitzer schüttelt den Kopf. „Nee, Mädels, das geht so nicht. Ich weiß selbst nicht, was und wie viel die mir morgen liefern. Die Ernte soll ja so schlecht gewesen sein. Wir bauen hier keine Kartoffeln an, deshalb weiß ich's nicht. Guck' da lieber selbst mal drauf. Ich hab auch schon viele Vorbestellungen.“

Die anfängliche Freude, dass er vieles da hat, schwindet schlagartig. Das hat mir noch gefehlt. Das wichtigste auf der Liste ist nicht da. Schnell gehe ich die Möglichkeiten durch, die ich habe. Der Weg zurück zu meiner Lichtung dauert Stunden. Und morgen Früh erneut aufbrechen?

Nein, da würde ich eher in Dorfnähe unter einem Baum übernachten. Noch sind die Nächte mild.

Und ohne das Saatgut zurück zu gehen, kommt überhaupt nicht in Frage. Ich muss noch diese Jahreszeit mit dem Säen beginnen, um nächstes Jahr pünktlich mit der eigenen Ernte beginnen zu können.

„Wann kommt die Lieferung morgen?“ frage ich, ohne auf meine Lautstärke zu achten. Ich weiß um die Reaktion, die meine Stimme bei Menschen auslöst. Rotschopf lässt seine Brille sinken und starrt wieder zu mir. Ich versuche, ihn so grimmig wie möglich unter meinem Umhang anzufunkeln, um sämtliche weitere Fragen nach meiner Herkunft im Keim zu ersticken. Anscheinend zeigt es Wirkung.

„Nun, ähm, die sind mit ihrem Karren immer so gegen Mittag da.“

Ich sehe kurz zur Seite. Wenn ich mittags meine Ware bekomme, habe ich anschließend noch genügend Zeit für den Weg nach Hause. Bei Nacht bepackt mit Waren - denn einige Dinge für die nächsten Tage werde ich gleich mitnehmen müssen - durch einen unsicheren Wald zu laufen, ist keine prickelnde Vorstellung. „Einverstanden. Ich komme morgen Mittag wieder.“

Ich habe mich gerade zum Gehen abgewandt, als er sich hinter mir räuspert. „Willst du das Dorf verlassen?“ Ich bleibe stehen, drehe mich jedoch nur halb um und nicke kurz. „Daraus wird wohl nichts. Wir bekommen heute blaublütigen Besuch. Das gesamte Dorf wird abgeriegelt. Dürfte schon bereits so weit sein. Heute kannst du nicht mehr raus hier.“

Nun bin ich es, die glotzt und zu ihm herumfährt. „Was?“, keuche ich. Ich kenne hier niemanden. Wo sollte ich die Nacht verbringen? Noch dazu so, dass mich niemand sieht? Eingesperrt mit Dorfbewohnern oder - noch schlimmer - Wachen und das auf engstem Raum...

„Ich glaub, in der Herberge is' bestimmt noch ein Zimmer frei. Frag doch am besten mal nach.“

Ich bebe vor Wut und Angst. Was soll ich jetzt tun? Ich nicke kurz in Rotschopfs Richtung als Zeichen, dass ich ihn verstanden habe und laufe aus dem Laden, bevor ich etwas Unüberlegtes tue und mich dadurch verrate.

Draußen angekommen atme ich mehrmals durch. Ich stehe kurz vor einem Nervenzusammenbruch. Gedanken, Ängste und Wahnvorstellungen wirbeln wild in meinem Kopf durcheinander und lassen ein Horrorszenario nach dem anderen vor meinen Augen aufsteigen.

Beruhige dich, Eye, sage ich zu mir selbst. Immer mit der Ruhe. Du weißt doch gar nicht, ob der Typ da drin recht hatte. Vielleicht kannst du noch immer aus dem Dorf raus, ehe der Besuch eintrifft und es abgesperrt wird.

Ich atme noch einmal tief ein und umfasse die silberne Schließe an meinem Umhang. Danach sehe ich mich um. Das Dorf befindet sich in einem Tal, umringt von hohen Klippen. Wenn tatsächlich die Eingänge zum Dorf bewacht werden, habe ich keine Chance, ungesehen zu entkommen. Meine Bergsteigekünste halten sich in Grenzen. Eher würde ich mir den Hals brechen als unverletzt diese Klippen erklimmen zu können.

Ich gehe schleunigst den Weg zurück, den ich gekommen bin, um mich mit eigenen Augen zu überzeugen, dass der Ausgang wirklich versperrt ist. Die Sonne sinkt langsam und die Hütten werfen lange Schatten, durch die ich husche. Auf halber Strecke bleibe ich erneut stehen.

Irgendwas stimmt nicht.

Zuerst fällt mir die Stille auf. Wo vorhin noch Mädchen durcheinander kicherten und kleine Kinder sich um den Dorfbrunnen jagten, herrscht nun Schweigen. Nur der Wind, der an den

Ästen der Bäume zerrt, trägt einige Wortfetzen zu mir. Verwirrt blickt ich zur Herberge. Die Mensentraube, die sich noch vor kurzem davor drängte, ist verschwunden. Gedämpfter Lärm dringt nun vom Inneren der Herberge nach draußen. Anscheinend ist der hohe Besuch, von dem Rotschopf gesprochen hatte, bereits eingetroffen.

Ich bin sowas von erledigt.

„Hab's dir ja gesagt.“ Erschrocken wirbele ich herum. Neben mir steht der Ladenbesitzer. Ich war so in Gedanken versunken, dass ich ihn nicht habe kommen hören. Beinahe berührt sein Arm den meinen und ich mache einen Schritt zur Seite. Diese Nähe macht mich nervös und ich schreite schnell weiter Richtung Ausgang, ohne ihn weiter zu beachten. „Da wirst du auch kein Glück haben. Ich wart' in der Herberge auf dich“ ruft er mir nach. Ich schaudere und beschleunige meinen Schritt und muss mich bremsen, um nicht zu rennen.

Tatsächlich hat er auch diesmal Recht. Am Pfad, der aus dem Tal nach draußen Richtung Wald führt, stehen drei Ritter in voller Rüstung. Zwei tragen lange Schwerter an der Seite, der andere stützt sich auf eine Lanze. Misstrauisch sehen sie in meine Richtung, als ich mich ihnen nähere.

„Heute geht hier keiner mehr raus oder rein!“, ruft mir der mit der Lanze zu, ohne dass ich irgendetwas sagen muss. „Sicherheitsvorkehrungen!“ Er wedelt mit der Hand, die in einem schweren Eisenhandschuh steckt und erstickt damit sämtlichen Protest im Keim.

Vor Verzweiflung knirsche ich mit den Zähnen und drehe mich um. Nervös beginne ich nun auch noch am Daumnagel zu nagen, eine Unsitte, die ich nur zeige, wenn meine Nerven blank liegen. Fieberhaft gehe ich meine Möglichkeiten durch.

Wenn wirklich ein hoher Besuch im Gasthaus ist, hat er sicherlich auch eine große Schar Gefolge bei sich. Die Chance auf ein Einzelzimmer ist also verschwindend gering. Allerdings ist die Aufmerksamkeit der Menschen hier nur dem Ankömmling gewidmet, sodass es nicht schwer sein wird, sich in eine dunkle Ecke zu setzen und mit den Schatten zu verschmelzen.

Ich schaue mich nochmals kurz um. Die wenigen Bäume, die im Dorf stehen, sind alle nicht hoch oder dicht genug, um dort ungesehen zu schlafen. Durch die anhaltende Hitze haben sie schon nahezu alle Blätter abgeworfen. Sollte mich jemand sehen, wäre auch mir sehr viel Aufmerksamkeit gewiss. Niemand schläft in Bäumen, wenn nur wenige Meter weiter ein Gasthaus steht.

Hinter mir nehme ich wahr, wie zwei weitere Soldaten durch das Dorf laufen, hinter Hütten und in Nischen spähen. Also ist es auch keine Option, einfach in einer dunklen Ecke die Nacht zu überdauern.

Seufzend setze ich meinen Weg zur Herberge fort. Meter für Meter wächst mein Unbehagen und alles in mir schreit, dass ich mich umdrehen und weglaufen soll. Ich verschränke die Arme unter dem Umhang, um mein Zittern zu unterdrücken. *Du kannst das.*

Als ich vor der Herberge stehe, höre ich deutlich den Lärm von drinnen. Die Sonne ist bereits fast untergegangen, weshalb der Wirt gerade die Lampen entzündet. Zaghafte öffne ich die massive Holztür, die mit einem Quietschen aufschwingt.

Kapitel 3

Die Mensentraube, die einige Zeit zuvor noch den kleinen Garten vor der Herberge niedergetrampelt hatte, hat sich nun ins Innere verlegt. Mindestens zwanzig Menschen, fast alles junge Frauen, stehen dicht an dicht gedrängt vor der Tür zu einem der hinteren Zimmer. Sie schnattern aufgeregt über die Köpfe der anderen hinweg, stellen sich auf ihre Zehenspitzen und versuchen, einen Blick durch die geöffnete Tür zu erhaschen.

Sofort fühle ich mich unwohl inmitten all dieser Menschen. Aber ich bin froh, dass sie sich mit etwas anderem beschäftigen und nicht auf mich achten.

Nur drei Männer sitzen an einem Tisch in der Nähe und halten sich eisern an ihren Bierkrügen fest. Einer davon ist der rothaarige Gemischtwarenhändler, der mir nun nickend zugprostet und einen kräftigen Schluck trinkt.

Er scheint den fragenden Blick, den ich der Menge zuwerfe, zu bemerken und winkt mich zu seinem Tisch. Zögernd mache ich ein paar Schritte auf sie zu, bleibe aber in einem sicheren Abstand stehen und lasse den Kopf gesenkt.

„Warum bist du denn nicht auch so aufgeregt wie der Rest, Mädchen?“ fragt der ältere der beiden anderen Männer am Tisch. Er hat bereits graues Haar und einen dichten Bart. Anstatt zu antworten, lege ich den Kopf leicht schräg. „Bist wohl nicht von hier? Dann weißt du auch sicher nicht, dass der Prinz mit seinem Gefolge hier Rast macht. Das bringt unsere ganzen Mädels um den Verstand! Wie Hühner gackern sie herum.“ Brummend wendet er sich wieder seinem Bierkrug zu. „Und viel mehr Verstand haben sie auch nicht.“

Unwillkürlich verziehen sich meine Lippen zu einem kleinen Lächeln. Das ist genau das, was ich über diesen Frauenhaufen gedacht habe. Aber ich kann es ihnen auch nicht verdenken. In einem anderen Leben wäre ich vielleicht auch eine von ihnen und würde mit Ellenbogen um einen Platz in der ersten Reihe kämpfen.

Nun richtet der zweite Mann das Wort an mich. Er ist bedeutend jünger, hat wuschelige Haare, die er mit einem roten Stirnband aus dem Gesicht hält. „Einige behaupten, dass der Prinz auf Brautschau ist. Deshalb sind unsere Frauen so aus dem Häuschen. Sogar die verheirateten.“

So, wie er die Frauen mustert, ist sicherlich auch seine Angetraute mittendrin und buhlt um die Aufmerksamkeit des Prinzen. Oder zumindest um die eines seiner Gefolgsmänner. Als arme Bäuerin ist man nicht wählerisch.

Ich entscheide mich, nun doch zu antworten, spreche aber leise, fast flüsternd, sodass der melodische Klang meiner Stimme nicht so zum Tragen kommt und mich verrät. „Aber ist es nicht sehr unwahrscheinlich, dass sich ein Prinz eine bürgerliche Frau nimmt?“

Der Bärtige gibt einen glucksenden Laut von sich und nickt, schaut jedoch weiterhin in seinen Krug. „Natürlich ist es das! Trotzdem träumen diese dummen Gänse davon, dem harten Leben auf den Feldern zu entkommen.“

Ich nicke. Ja, das klingt ganz nach dem kurzsichtigen Denken von jungen Menschen. Der

Prinz würde sich eine oder mehrere Mädchen herauspicken, um heute Nacht sein Bett zu wärmen. Mit auf sein Schloss nehmen und heiraten würde er jedoch keine von ihnen. Warum sollte er auch?

Ich schaue wieder zur Menge, durch die sich gerade der Wirt, ein dicker, untersetzter Mann mit Halbglatze und einer schmierigen Schürze, die anscheinend einmal weiß gewesen war, einen Weg bahnt. Er schubst und drängt sich durch die Frauen und streift hier und da wie zufällig über die Brüste oder die drallen Hinterteile der Mädchen, was seine Schweinsaugen zum Leuchten bringt. Doch die Mädchen sind viel zu aufgeregt, um darüber entrüstet zu sein. Vielleicht merken sie es gar nicht.

Angeekelt erschauere ich, denn das erinnert mich an die Begegnung, die ich heute Mittag im Wald hatte. Wäre ich ebenfalls ein solch einfaches Mädchen gewesen, was hätte dieser Hüne dann alles mit mir anstellen können? Wenn ich mich nicht hätte wehren können? Ich verbiete es mir, weiter darüber nachzudenken.

Die Menge verstummt abrupt, als der Wirt, der endlich den Weg hindurch gefunden hat, das Wort an seinen hohen Gast richtet.

Sehen kann ich nicht, was in dem Zimmer vorgeht, doch ich vermute, dass der Prinz nicht allein ist.

Ich nicke den drei Männern am Tisch zu und suche mir einen stillen Platz in einer Ecke. Ich setze mich in den Schatten, ziehe meine Kapuze etwas tiefer ins Gesicht und lausche dem Gespräch.

„Was für eine unsagbare Ehre, Prinz Vaan, dass Ihr in meiner bescheidenen Herberge verweilt.“ Ich kann förmlich vor mir sehen, wie der dicke Wirt vor dem Prinzen katzbuckelt und sich die schmierigen Pranken reibt. Angewidert verziehe ich das Gesicht, spitze aber weiter die Ohren. Ein so hoher Besuch mit Gefolge wird seine Jahresauskünfte sichern.

Ein glockenhelles Lachen dringt aus dem Raum. Der Prinz? „Das freut mich, guter Mann. Doch nun wünschen meine Begleiter und ich etwas Ruhe.“ Ich liege also richtig mit meiner Vermutung, dass es sich um ein größeres Gefolge handelt. „Wir haben eine lange und beschwerliche Reise hinter uns.“

„Natürlich, selbstverständlich. Ich werde alles veranlassen, damit Ihr einen angenehmen Aufenthalt habt. Ich werde augenblicklich dafür sorgen, dass die übrigen Gäste woanders untergebracht werden.“

Unzufriedenes Murren dringt vom Tisch des Bärtigen zu mir. Anscheinend besetzt der Prinz mit seinem Gefolge das Zimmer, für das er bezahlt hatte.

Die schweren Schritte des Wirts hallen über den Holzboden, als er das Zimmer verlässt und die Tür hinter sich zuzieht. Ein erneutes Murren ertönt, diesmal von der Mädchenmenge. Der Blick auf den oder die Junggesellen ist nun versperrt. „Und ihr macht, dass ihr nach Hause kommt!“ Mit einer energischen Handbewegung scheucht er die Mädchen nach draußen. Nur ein paar bleiben zurück. Wahrscheinlich haben auch sie hier ein Zimmer gemietet. Missmutig drehen sich die Hinausgeworfenen nochmals um, ehe sie durch die Tür nach draußen treten. Wie ein Fels steht der Wirt mit verschränkten Armen vor der Tür zu seinen hohen Gästen. Hin und wieder höre von drinnen das helle Lachen des Prinzen.

Ich sehe meine Chance und erhebe mich leise. Niemand beachtet mich, als ich durch die nun leere Gaststube gehe. Neben dem Wirt bleibe ich stehen und frage ihn flüsternd nach einem Zimmer. Den Kopf halte ich gesenkt und schaue ihn nicht an. Er nickt nur kurz, ohne mich groß anzusehen, zeigt mit dem Daumen nach oben und öffnet dann die Hand. Ich fische aus meinem Geldbeutel eine Münze und lasse sie hineinfallen. Ohne in seine Hand zu blicken,

schließt der Wirt selbige wieder und verschränkt die Arme. Er erweckt den Eindruck einer Statue, die man an verschiedenen heiligen Stätten als ewige Wächter sehen kann.

Ob er sich ausmalt, eine bessere Bezahlung zu bekommen, wenn er alles nach Zufriedenheit des Prinzen erfüllt?

Ich lasse meinen Blick unauffällig durch den muffigen Wirtsraum schweifen. Niemand scheint besondere Notiz von mir zu nehmen. Nachdem die Mädchen gegangen sind, ist es seltsam still und leer geworden. Abgesehen von ein paar schmatzenden Geräuschen der trinkenden Gäste, könnte man eine Stecknadel fallen hören.

Ich wende mich vom Wirt ab und richte meine Kapuze. Dann nehme ich die Leiter nach oben in den ersten Stock.

Es haben sich bereits andere Gäste hier eingefunden, doch keiner würdigt mich eines zweiten Blickes. Im Grunde handelt es sich bei diesem Schlafsaal um nichts anderes als einen morschen Dachboden, auf dem in aller Eile einige Strohbetten ausgelegt worden sind. In den Ecken hängen Spinnweben, an einer Wandseite steht eine Reihe von Schränken und Fässern. Anscheinend wird hier einiges gelagert, das für die Bewirtung bestimmt ist. Es stinkt muffig und kleine Staubkörner tanzen in der Luft.

Ich entscheide mich für das Strohbett in der äußersten Ecke. Ich packe es und schiebe es direkt an die Wand. Nachdem ich meinen Stab neben mich gelegt habe, strecke ich mich aus und schiebe die Kapuze tief in mein Gesicht. Hoffentlich rutscht sie mir während des Schlafs nicht herunter. Sicherheitshalber ziehe ich die Decke höher. Sie ist löchrig und ich will mir nicht vorstellen, welche anderen Schlafgäste sich noch in meinem Bettzeug befinden. Auch riecht sie stark nach Pferd.

Doch im Grunde bin ich froh, so problemlos einen Schlafplatz gefunden zu haben. Da mache ich auch gerne ein paar Abstriche. Niemand hat mich weiter beachtet, niemand wird nach mir fragen, wenn ich morgen verschwinde. Warme Erleichterung macht sich in meinem Bauch breit und ich muss lächeln.

Alles wird gut werden. Diese Nacht werde ich auch noch überstehen und morgen schlafe ich dann wieder in meinem eigenen Bett in meiner Hütte, umgeben von der malerischen Lichtung und begleitet vom leisen Plätschern des Baches. Ich seufze wehmütig. So sehr ich es auch versuche, ich kann mich nicht erinnern, jemals irgendwo anders übernachtet zu haben. Doch ehe ich wieder einen Anflug von Angst spüren kann, drehe ich mich auf die Seite.

Ein paar Betten weiter schimpft eine Frau mittleren Alters über die rüde Behandlung. Man hätte sie einfach auf den Dachboden verbannt, obwohl sie für ein richtiges Zimmer bezahlt hätte. Weitere Gäste fallen in ihre Schimpftirade mit ein. Ich hoffe, dass sie bald ruhig sein würden. Der Tag hat mich ziemlich geschafft und auch wenn es nicht das beste Bett in der besten Umgebung ist, so bin ich doch dankbar dafür und sehne mich nach Schlaf. Ich schließe die Augen und ziehe die löchrige Bettdecke über meine Ohren, um so das Gezeter zumindest etwas zu dämpfen.

*_*_*_*

In dieser Nacht träume ich. Mal wieder. Es ist derselbe Traum, der mich nahezu jede Nacht heimsucht.

Ich weiß natürlich auch während ich schlafe, dass es nur ein Traum ist. Und doch ist er so real, dass mir jedes Mal aufs Neue der Schweiß ausbricht.

Ich stehe in einem kleinen Dorf, um mich herum brennen die Hütten und Scheunen

lichterloh. Eine unnatürliche Hitze schlägt mir entgegen und meine Augen tränen durch den Rauch, der über dem Dorf hängt. Es ist so heiß, dass ich spüre, wie die kleinen Härchen auf meinem Arm versengt werden.

Die Bewohner um mich herum schreien und die, die es noch können, versuchen zu fliehen. Bis zu den Knöcheln stehe ich im Matsch. Das Blut hat die Erde aufgeweicht. Abgetrennte Körperteile liegen im Gras, Leichen starren mit leerem Blick zu den Sternen, die hell den Nachthimmel erleuchten, den man hin und wieder durch die Rauchschwaden erblicken kann.

Ich drehe mich um. Auf einer Anhöhe stehen sie. Die, die dieses Unglück bringen. Wut und Angst kämpfen gleichermaßen in mir. Ich will sie anschreien, dieses Elend zu beenden, und gleichzeitig will ich mich wimmernd verkriechen, die Arme über den Kopf schlagen und die Schreie und den Geruch komplett aus meinem Kopf verbannen.

Einer von ihnen scheint ein Menschenkönig zu sein. Er trägt eine goldene Krone auf seinem rabenschwarzen Haar, einen weiten, roten Umhang und feine Gewänder. An seinem Hals hängen schwere Goldketten, die im Schein der Feuer glänzt. Er grinst zufrieden, während er das Schauspiel beobachtet. Eine Hand hat er auf ein großes Schwert gelegt, das an seiner linken Seite hängt.

Neben ihm steht das schönste Geschöpf, das ich je gesehen habe. Es ist eine Elfe. Ihr langes blondes Haar fällt ihr lose und leicht gelockt über den Rücken und wird nur durch ihre spitzen Ohren aus dem Gesicht gehalten. Ihren makellosen Körper hat sie in ein blaues Gewand gehüllt, das ihre nahezu weiße Haut noch besser zur Geltung bringt. Ich bin geblendet von diesem Anblick. Alles an ihr ist wunderschön und perfekt, wäre ihr liebezendes Gesicht nicht von einem Lächeln entstellt, das es zu einer Fratze werden lässt.

Sie hebt beide Hände über den Kopf und beginnt eine Zauberformel zu sprechen. Ich kenne den Spruch nicht, aber allein die Macht, die sie nun zwischen ihren Händen bündelt, lässt mir das Blut in den Adern gefrieren.

Blitze schießen vom Himmel herab und treffen die, die sich in Sicherheit bringen wollen. Sie brechen schreiend zusammen. Der Geruch von verbranntem Fleisch bereitet mir Übelkeit und ich falle würgend auf alle Viere und versinke weiter im Schlamm.

Nun hebt der Menschenkönig die Hand und hinter ihm rückt eine Armee von Rittern an. Alle tragen schwarze Rüstungen und lange Schwerter, während ihre Gesichter hinter ebenso schwarzen Helmen verborgen sind. Nachdem die Elfe ihre Hände wieder sinken lässt, fallen sie ins Dorf ein und machen die nieder, die wider Erwarten doch noch leben.

Ihre Schreie hallen über die Ebene. Frauen, Kinder, Alte.

Schwer verletzt und nicht mehr in der Lage aufzustehen, versuchen einige, in Sicherheit zu kriechen, finden aber auf dem matschigen Boden keinen Halt und können ihren Häschern nicht entkommen.

Die Schwarzen Ritter arbeiten langsam und routiniert. Ohne Eile schreiten sie zwischen den Bergen von Leibern hindurch und lassen ihr Schwert niedersausen. Niemand wird verschont.

Ich schließe fest die Augen und versuche krampfhaft, das Geschehen um mich auszublenden. Das letzte, was ich höre, ist das durchdringende, tiefe Lachen des Menschenkönigs und, im Kontrast dazu, das hohe, beinahe schrille Lachen der Elfe.

Ich erwache mit einem unterdrückten Schrei. Auf meiner Stirn hat sich ein dünner Schweißfilm gebildet. Mein Herz schlägt viel zu schnell und mein Atem ist ein Keuchen, wie immer, wenn ich aus diesem Albtraum erwache.

Ungeduldig fahre ich mit beiden Händen durchs Gesicht und wische den Schweiß weg. Ich

hasse diesen Traum. Nahezu jede Nacht sucht er mich heim und ich habe keine Ahnung, warum. Soweit ich weiß, habe ich nie einen solchen Angriff erlebt oder auch nur gesehen. Ich kenne weder den Menschenkönig noch die grausame Elfenhexe. Und vor allem ziehen Elfen und Menschen nicht am gleichen Strang. Sie respektieren sich und leben meist friedlich nebeneinander her, jedoch ist mir nichts bekannt, dass diese beiden Rassen gemeinsam in den Krieg gezogen sind. Höchstens gegeneinander.

Dieser Traum ergibt für mich einfach keinen Sinn.

Doch in dieser Nacht war es anders. In dieser Nacht habe ich zum ersten Mal gesehen, dass es sich bei den Getöteten nicht um Menschen handelt, wie ich immer angenommen habe. Diesmal habe ich deutlich die spitz zulaufenden Ohren gesehen. Es waren Halbfelfen, die von diesen Rittern in schwarz niedergemacht wurden, während sie um ihr Leben gefleht haben.

Ich setze mich auf und stütze den Kopf in die Hände. Meine Kapuze hält noch, wenigstens etwas. Die meisten anderen Gäste sind bereits weg, die Kammer ist fast leer. Anscheinend ist es schon später Morgen. Ich beschließe, ebenfalls nach unten zu gehen und Rotschopf einen Besuch in seinem Laden abzustatten. Vielleicht habe ich ja einmal Glück und die Lieferung ist bereits da.

Ich will nichts anderes, als hier verschwinden.

*_*_*_*

Der Wirtsraum ist gut gefüllt, als ich nach unten komme. An allen Tischen sitzen Gäste und trinken und essen etwas. Der Geruch von Gebratenem weht zu mir herüber und wie aufs Stichwort fängt auch mein Magen an zu knurren. Ich schiebe den Gedanken jedoch strikt beiseite. Das einzige, was ich will, sind meine Waren zu bestellen und zu bezahlen und dann nichts wie nach Hause, raus aus diesem Dorf und weg von so vielen Menschen. Allein der Stress und die Angst des letzten Abends hat mich um Jahre altern lassen.

Den Gesprächen der Menschen, an denen ich mich vorbei Richtung Ausgang dränge, entnehme ich, dass der Prinz und sein Gefolge bereits beim ersten Sonnenstrahl aufgebrochen sind. Das bringt mich zu der Frage, wie spät es eigentlich bereits ist. Ich beschließe, mich auf den Stand der Sonne zu verlassen, sobald ich draußen bin. Bezahlt hatte ich meine Übernachtung schon gestern Abend, also steuere ich schnurstracks Richtung Ausgang.

Der Ausgang ist direkt vor mir und eine kindische Vorfreude überkommt mich.

Bald ist das alles vorbei.

Bald bin ich wieder zu Hause.

Alles wird gut werden.

Als ich gerade nach dem Griff der Holztür fasse, wird diese von draußen mit voller Wucht aufgestoßen und ein Ritter in kompletter Montur stürmt eilig herein, übersieht mich und rennt mich um. Ich falle unsanft auf den harten Boden und komme mit einer solchen Wucht auf, dass mein Kopf zurückgeworfen wird und meine Kapuze herunterfällt.

Strähnen meines dunklen Haares fallen auf meinen Rücken und geben den Blick auf die weiße Haut meiner Ohren frei.

Vor Schreck bin ich unfähig mich zu bewegen oder zu atmen. Alles um mich herum scheint stillzustehen.

Gelähmt nehme ich wahr, wie die Leute mich anstarren, teilweise mit offenen Mündern. Mit schreckgeweiteten Augen rappele ich mich hoch und zerre die Kapuze zurück an ihren Platz,

was natürlich nichts bringt.

Sie haben sie gesehen! Sie wissen, was ich bin!

Ich bete, dass meine Knie mich tragen, obwohl sie sich so anfühlen wie Schlamm und meine Füße aus Blei zu bestehen scheinen. Mein Körper zittert unkontrolliert, trotzdem stämme ich mich mit den Händen hoch und verlagere mein Gewicht auf wackelige Beine.

Ich zwänge mich eilig an dem Ritter vorbei und versuche schnellstmöglich den rettenden Ausgang zu erreichen. Er ist so nah, nur noch wenige Zentimeter trennen meine Hand von der Klinke und auf meinem Gesicht spüre ich bereits den Luftzug, der durch die offene Tür hereinweht.

Doch der Ritter neben mir reagiert schnell und packt mich grob am Arm. Ich stöhne, als er fester zudrückt, versuche aber dennoch, mich seinem Griff zu entwinden. Natürlich vergebens. Mein Arm verschwindet förmlich in seinen Pranken und ich winsele vor Schmerz.

Die Frau am Tisch neben mir schreit entsetzt auf, als sie sich wieder gefasst hat. Nun kommt Bewegung in die Menge im Raum. Die Männer springen vom Tisch auf, die Frauen gestikulieren wild in meine Richtung. Wieder und wieder versuche ich, meinem Häscher und dieser glotzenden Menschenmasse zu entkommen, die mich mit ihren Blicken angaffen wie eine Jahrmarktsattraktion.

Panik kriecht mir die Kehle hoch und ich muss mich fast übergeben. Ich schlage und trete nach meinem Häscher, rutsche jedoch immer wieder an seiner Rüstung ab.

Der Ritter reißt mich nun unsanft in seine Richtung und zerrt mir erneut die Kapuze herunter. Er packt meine Haare und hält mich daran fest. Ich spüre, wie sich einzelne Strähnen von der Kopfhaut lösen und schreie, greife panisch mit der freien Hand nach oben an meinen Kopf, um den Schmerz zu stoppen.

„Eine Halbfel!“ ruft er angewidert und spuckt auf den Boden neben mir aus. „Ich dachte, die hätte man ausgerottet!“

In der Menge höre ich die Worte „Missgeburt“, „Unglücksbote“ und „unnatürlich“. Nackte Angst ergreift Besitz von mir, als ich mich wie ein verschrecktes Tier umblicke und meine Möglichkeiten abwäge. Der Ritter brüllt nach seinen Kumpanen, die anscheinend vor der Tür warten, und wirft mich ihnen in die Arme. Auf meinem Kopf prickelt es, als das Ziehen nachlässt. Ich pralle mit meinem Körper gegen eine harte Rüstung und versuche, sofort zu entkommen. Jedoch legen sich nun zwei starke Hände um meine Arme. Ich winde mich, kratze, beiße und trete, doch die Hände packen nur noch stärker zu. Die gepanzerten Handschuhe der Ritter schneiden mir ins Fleisch und ich schreie auf.

„Bringt sie nach draußen und fesselt sie! Wir werden sie mitnehmen und in den Kerker werfen, bis der König entschieden hat, was er mit dem Abschaum tun will!“

Ich will zaubern, um mich zu retten, doch der eiserne Griff verstärkt sich noch mehr, als die Ritter bemerken, dass ich meine Hände bewegen will. Sie verdrehen mir schmerzvoll die Arme auf dem Rücken und stoßen mich nach vorne.

An dieser Stelle übermannt mich die Angst. Ich nehme alles wie durch einen dünnen Schleier wahr. Ob die nächsten Geschehnisse Sekunden oder Stunden dauern, kann ich im Nachhinein nicht mehr sagen.

Ich komme wieder zu mir, als ich unsanft in einen Wagen geworfen werde und die Tür hinter mir zu fällt. Mit dem Gesicht am Boden versuche ich mich zu orientieren.

Um mich herum ist alles dunkel und meine Hände sind hinter dem Rücken gefesselt. Das Seil schneidet sich schmerzhaft in meine Handgelenke. Mit zusammen gebundenen Händen ist es

mir nicht möglich, Zauber zu wirken. Ich ziehe die Beine an und kauere mich zusammen.

Der Boden des Wagens ist aus altem Holz und riecht modrig. Ruckelnd setzt sich das Gefährt in Bewegung. Meine Kapuze ist zerrissen und hängt als Fetzen von meinem Umhang. Einzelne Haarsträhnen fallen mir ins Gesicht und meine Oberarme, an denen ich gepackt wurde, pochen vor Schmerz. Hoffnungslos füge ich mich meinem Schicksal und Tränen tropfen auf den Boden. Es gibt kein Entrinnen für mich. Ich weiß, was mich nun erwartet.

Mein Leben ist vorbei.

Kapitel 4

Ich weiß nicht, wie lange wir schon fahren. In dem Wagen herrscht vollkommene Finsternis. Nirgends ist ein Fenster oder ein Spalt, durch den etwas Licht hätte dringen können. Alles ist fest verschlossen.

Irgendwann habe ich es geschafft, mich aufzusetzen, was bei dem ständigen Rütteln gar nicht so einfach war. Ich habe den Kopf auf die Knie gelegt und erneut geweint. Vor Angst, vor Wut über diese Ungerechtigkeit, vor Scham. Noch immer kann ich die Blicke der Menschen auf mir spüren, kann den Hass fühlen, der mir entgegen schlägt in dem Moment, als sie mich als das erkennen, was ich bin.

Ich weigere mich, mir vorzustellen, was nun mit mir geschieht. Ich will stolz und stehend meinem Schicksal entgegen treten, nicht gebeugt und gebrochen, schlotternd vor Angst. Diesen Gefallen will ich ihnen nicht tun. Sie würden mich brechen können und sie würden es auch tun, wenn es soweit ist. Doch noch nicht vorher, nein. Bryande, meine Ziehmutter, würde sich im Grabe umdrehen.

Der Gedanke an sie beruhigt mich ein wenig. Schon zehn Jahre sind seit ihrem Tod vergangen, doch noch immer kann ich ihre Gegenwart spüren, vor allem in solchen Momenten. Sie war schon immer da, solange ich mich zurück erinnern kann, hat mich aufgezogen und mich alles gelehrt, was ich wissen muss, um als Halbelfe in dieser Welt zu überleben.

Bryande selbst war eine reinblütige Elfe, eine Hochelfe, wenn mich nicht alles täuscht. Genau weiß ich es jedoch nicht, da sie nie über sich selbst gesprochen hat. Ich weiß bis heute auch nicht, wie es dazu kam, dass sie sich meiner angenommen hat. Immer, wenn ich nach meiner Vergangenheit fragte, wick sie mir aus. Ich weiß nicht, wer ich bin oder woher ich kam, doch ich war dankbar, bei Bryande zu sein.

Ihr Haar, das ihr bis zu den Hüften reichte, war schon schneeweiß, als ich noch sehr jung war. Dennoch sah man ihr ansonsten äußerlich kein Alter an. Ihre stahlblauen Augen blickten immer wach und schalkhaft in die Welt. Ich habe sie einmal gefragt, wie alt sie war. Lächelnd erwiderte sie: „So alt wie die Welt.“

Das ist natürlich Quatsch und das weiß ich auch. Für ein Menschenverständnis leben Elfen, vor allem Hochelfen, ewig, aber auch sie haben eine feste Lebensspanne. Zwei-, vielleicht dreihundert Jahre sind keine Seltenheit, sogar die Norm, jedoch sind auch ihre Körper dem Verfall ausgesetzt.

Eines Morgens lag sie tot in ihrem Bett. Sie war während der Nacht friedlich eingeschlafen. Viel zu früh, wie ich finde. Es gibt noch so viel, dass ich von ihr hätte lernen können. Doch am meisten vermisse ich ihre tröstende Gegenwart.

Aufgrund meines Daseins hatte ich nie Freunde oder irgendwelche Kontakte, weder zu Menschen noch zu Elfen. Beide Rassen verstoßen mich als unnatürliches Geschöpf, das keine Daseinsberechtigung hatte. Schlimmer noch: Sie wünschen mir den Tod und würden ihn mir bringen, wenn sie die Gelegenheit dazu bekämen. Als Kind nahm ich das als gegeben hin. Da

ich es nicht anders gewohnt war, vermisste ich die Anwesenheit von anderen nie. Erst mit Bryandes Tod wurde mir meine Einsamkeit schmerzhaft bewusst.

Bryande lehrte mich, alleine zu überleben und meine Herkunft vor anderen zu verbergen. Auch weihte sie mich in die wenigen noch bekannten Zauberkünste ein. Sie selbst konnte mächtige Zauber wirken. Ich war eine gelehrige Schülerin und saugte ihr Wissen wie ein Schwamm auf. Dennoch scheiterte ich immer an schwierigeren Zaubern. Was ich auch tat, wie sehr ich mich auch anstrengte und wie verbissen ich übte, die Zauber wollten mir einfach nicht gelingen. Bryande tröstete mich lächelnd und erklärte mir, dass es einfach noch nicht für mich an der Zeit war, diese Dinge zu beherrschen. Ich war ein Mischwesen und musste lernen, aus beiden Seiten meiner Herkunft meine Vorteile zu ziehen, sagte sie immer.

Ich muss lächeln bei dem Gedanken daran. Sie versuchte stets, meine Existenz nicht als Makel erscheinen zu lassen, sondern als etwas, aus dem ich Vorteile ziehen kann. Was würde sie wohl sagen, wenn sie mich jetzt sehen könnte, gefesselt in einem Karren, gefangen von Menschen, auf dem Weg in den sicheren Tod?

Innerlich verfluche ich mich für meine Leichtsinnigkeit. Ich hätte niemals in diesem muffigen Gasthaus übernachten sollen! Allen gelernten Vorsichtsmaßnahmen zum Trotz bin ich stundenlang mit wild fremden Menschen eingepfercht in einem kleinen Raum gewesen. Wie konnte ich nur so blöd sein? Ich hätte länger nach einer Alternative suchen müssen. Im Nachhinein betrachtet war es unvermeidlich, dass man mich enttarnte.

Dass es nun gerade durch einen Ritter passieren musste, setzt der ganzen Situation natürlich noch die Krone auf. Tollpatschigen und abergläubischen Bauern wäre ich mit Leichtigkeit entwischt. Ein kleiner Zauberspruch hätte gereicht und während ihrer Verwirrung und Angst hätte ich mich davon machen können.

Aber die Ritter wissen, wie sie mich behandeln müssen, um mich vom Zaubern abzuhalten. Selbst einfache Sprüche gelingen mir nicht, ohne die speziellen Handbewegungen dazu auszuführen, was mit auf dem Rücken gefesselten Händen unmöglich ist.

Meine Lage erscheint mir mehr und mehr aussichtslos. Egal, wo sie mich hinbringen, sie werden mir keine Gelegenheit zur Flucht geben. Auch habe ich keinen Hinweis darauf, wo ich mich gerade befinde. Vielleicht bin ich schon Tagesreisen von meiner Hütte entfernt, ich weiß es nicht. Da kein Licht in den Wagen fällt, ist mir jedwedes Zeitgefühl abhanden gekommen. Einzig mein knurrender Magen erinnert mich daran, dass ich seit mindestens einem Tag nichts mehr gegessen habe.

Ich lehne mich zurück und drehe den Kopf zur Seite. Das Holz kühlt meine Wange, die vom Weinen rot und erhitzt ist. Ich schließe die Augen und falle - begleitet vom monotonen Rumpeln des Karrens - in einen unruhigen Dämmer Schlaf.

*_*_*_*

Ich erwache, als die Tür zum Wagen aufgerissen wird. Nun, *erwachen* ist vielleicht nicht korrekt, denn richtig geschlafen habe ich nicht. Eher vor mich hingedämmert und mich weiterhin in meinem Selbstmitleid gesuhlt. Gemischt mit der Angst, die mir in den Knochen sitzt, und dem nagenden Hungergefühl in meinem Bauch war an Schlaf nicht zu denken.

Ein großer Schatten steht in der Tür und bellt mit einer tiefen Stimme Befehle. Ich sehe nur seine Umrisse. Meine Augen brennen nach der langen Zeit in der Dunkelheit wie Feuer, als so plötzlich das Licht in den Karren fällt.

Zwei weitere Schemen tauchen auf und zerren mich unsanft aus dem Wagen. Schmerzhaft verdrehen sie meine auf dem Rücken gefesselten Arme, die mittlerweile völlig gefühllos sind.

Ich blinzele, als ich draußen stehe, um meine Augen wieder an Licht zu gewöhnen. Meine Beine sind eingeschlafen und kribbeln nun unangenehm, während ich versuche, mich auf den Füßen zu halten. Immer wieder knicke ich kurz weg, werde aber unsanft an den Armen wieder hochgerissen.

Nach einigen Sekunden sehe ich mir die Umgebung an, in der ich mich befinde. Ich stehe auf einer befestigten Straße, die durch einen Wald führt, direkt am Waldrand. In wenigen Kilometern Entfernung kann ich eine große Stadt ausmachen, zu der die Straße sich durch die Hügel schlängelt. Da die Sonne nahezu im Zenit steht, müssen wir mindestens einen Tag unterwegs gewesen sein. Das erklärt meine drückende Blase und den knurrenden Magen.

Es ist absurd, dass ich mir kurz vor einem Tod durch Enthauptung Sorgen um Tod durch Verhungern mache, aber mein Magen meldet sich lautstark, und das nagende Hungergefühl sticht in meinem Bauch.

Der Wagen, der von vier großen Ochsen gezogen wird, setzt sich rumpelnd in die Richtung in Bewegung, aus der wir kamen, und ich erschrecke durch das laute Geräusch, denn meine Ohren sind noch auf Stille getrimmt. Ich bleibe mit einem Ritter, der auf einem stämmigen Ross sitzt, und zwei Soldaten, die mich je an einem Arm gepackt haben, zurück.

Verwirrt blicke ich dem Wagen nach. Warum stehe ich hier an diesem Waldrand? Was soll ich hier? Angst kriecht mir den Rücken hinauf. Mein Herz schlägt hart gegen meine Brust und meine Kehle ist plötzlich wie ausgedörrt. Was, wenn ich einfach hier nun getötet werde? Ich bin mir zwar sicher, so oder so sterben zu müssen, aber jetzt und hier bin überhaupt nicht darauf gefasst.

Der Ritter auf dem braunen Pferd nimmt seinen Helm ab. Ich erkenne ihn sofort als den, der mich in der Herberge aufgegriffen hat. Er starrt mir ins Gesicht und mustert mich von oben bis unten. Unruhig winde ich mich unter seinem Blick, wodurch die Soldaten ihren Griff an meinen Armen nur verstärken. Seine Augen glänzen schmierig - lüstern! - und taxieren jeden Zentimeter meines Körpers. Mir wird schlagartig speiübel.

„Lasst sie ja nicht entkommen!“ knurrt der Ritter seinen Kumpanen zu. „Der nächste Wagen wird sicher gleich kommen.“

Die beiden Soldaten stehen kurz stramm, wobei ich etwas durchgeschüttelt werde.

Dann herrscht Stille.

Die Minuten verstreichen, doch keiner sagt etwas oder bewegt sich. Es ist zermürend. Warum stehen wir hier? Warum tut niemand irgendwas? Aber will ich, dass jemand etwas tut?

Probeweise versuche ich, einen meiner Arme zu befreien, wodurch jedoch nur der Druck der Soldaten verstärkt wird.

Ich drehe den Kopf und blicke zu der Stadt, die von hohen Mauern umgeben ist. Etwas abseits, jedoch noch immer innerhalb der Mauern, erspähe ich ein großes Bollwerk, das komplett aus Stein zu sein scheint. Scharen schwarzer Vögel umkreisen es.

Nervös knetet der Ritter die Zügel, was auch meinen beiden Häschern nicht entgeht. „Boss“, setzt der Soldat zu meiner Rechten an. „Bist du sicher, dass sie kommen? Ich meine, es ist...“

„Sei ruhig, Tölpel! Natürlich kommt der Gefängniskarren! Er kommt immer um diese Zeit. Da werden wir diese Missgeburt wenigstens los. Sollen sich doch die Wärter mit ihr herumschlagen, bis der König ein Urteil unterzeichnet hat.“ Er wedelt abwertend mit seiner Hand in meine Richtung.

Ich presse die Lippen aufeinander und starre ins Leere, damit keiner von ihnen meine Emotionen sehen kann. Wenigstens würde es ein Urteil geben - auch wenn ich genau weiß, wie

es lauten wird -, und ich werde nicht hier sang- und klanglos niedergestochen. Ein Teil der Anspannung fällt von mir ab. Ich werde weiterleben, zumindest vorerst.

„Ja, mir gefällt der Gedanke auch nicht, weiter in ihrer Gegenwart zu sein.“ Der Soldat spuckt geräuschvoll auf den Boden. Dann grinst er anzüglich. Die Härchen in meinem Nacken stellen sich auf, als ich seinen Blick auf mir spüre. „Aber niedlich ist sie schon.“

Ich blicke weiter stur geradeaus und tue so, als hätte ich ihn nicht verstanden. Erneut versuche ich, meine Hände, die inzwischen völlig taub und gefühllos geworden sind, aus den Fesseln zu befreien, doch auch diesmal ohne Erfolg.

Der Soldat an meiner linken Seite fängt an zu grunzen. „Recht hast du. Vielleicht sollten wir erst unseren Spaß mit ihr haben. Schließlich landet sie eh im Feuer. Wäre doch schad' drum!“ Die beiden grinsen sich verschwörerisch zu.

Mit einem Schlag ist die Panik wieder da und kriecht eiskalt meinen Rücken hinauf. Ich weiß gerade nicht, was mich mehr verstört: Hier mitten im Nirgendwo von Soldatenabschaum geschändet oder in naher Zukunft lebendig verbrannt zu werden. Beide Möglichkeiten stehen auf meiner Liste der Zukunftsvisionen nicht wirklich weit oben.

Mit einem Ruck wendet der Ritter sein Pferd und bringt den rechten Soldaten dadurch zu Fall. Er lässt meinen Arm zu spät los und zieht mich ein Stück mit nach unten. Erschrocken schreie ich kurz auf, kann mich jedoch gerade so auf den Beinen halten und gerate nicht unter die Hufe des Gauls. Das Pferd wiehert laut und steigt.

„Nichts da, Männer!“, donnert der Ritter. „Diese Hexe verflucht euch und lässt euer Gemächt abfaulen! Sie wird nicht angerührt, habt ihr mich verstanden?“ Der zu Boden gegangene Soldat rappelt sich auf und klopft sich den Straßenstaub von der Kleidung. „Sie muss unversehrt bleiben. Zumindest bis zum Beginn der Folter.“

Betreten blicken die Soldaten zu Boden und murmeln eine undeutliche Zustimmung.

Mein Puls normalisiert sich allmählich wieder. Angesichts der Ironie meiner Situation muss ich an mich halten, dass ich nicht in ein hysterisches Lachen ausbreche. Da verlasse ich einmal im Jahr den Schutz meiner Lichtung und bereits zweimal denken Menschenmänner darüber nach, mir Gewalt anzutun. Zumindest in dieser Hinsicht leistet meine Herkunft mir gute Dienste; eine normale Menschenfrau hätte sich weder mit Magie noch mit Schauergeschichten retten können.

Halt, Moment. Hat der Ritter da eben etwas von *Folter* gesagt?

Rumpelnd nähert sich ein neuer Wagen. Er wird von zwei schwarzen Ochsen gezogen und ist, anders als der erste, nicht mit Brettern beschlagen. Die Ladefläche ist vollkommen mit Gittern versehen.

Ein Käfig auf Rädern. War ja klar, dass es nicht mehr besser werden würde.

Im Käfig selbst kauern bereits drei bemitleidenswerte Kreaturen: eine Menschenfrau und zwei -männer. Alle sind abgemagert und tragen braune, zerschlissene Lumpen, die ihre Körper nur dürftig bedecken. Ich kann sie schon fünf Meter gegen den Wind riechen und Galle steigt mir im Hals hoch.

Ich bäume mich auf und wage einen letzten Fluchtversuch. Doch egal wie sehr ich mich drehe, um mich trete oder den Kopf hin- und herwerfe, die Griffe an meinem Arm lockern sich nicht.

Als der Wagen neben uns zum Stehen kommt, packt der Ritter mich an den Haaren, während einer der Soldaten mich loslässt und quietschend die Tür zum Käfig öffnet. Auch der zweite Soldat lässt von mir ab und der Ritter auf seinem Pferd krallt sich meinen Kopf und stößt mich

in den Käfig.

Stöhnend schlage ich mit dem Gesicht voran auf dem Holzboden des Wagens auf. Noch ehe ich versuchen kann, mich aufzusetzen, wird die Tür hinter mir wieder zugeschlagen und fällt mit einem lauten Geräusch ins Schloss.

Der Ritter wirft dem verummten Mann auf dem Kutschbock ein kleines Säckchen zu, das dieser mit einer fließenden Bewegung auffängt und unter seiner Kutte verschwinden lässt. Dann knallt er mit seiner Peitsche und die beiden Ochsen setzen schnaufend ihren Weg fort.

Ich habe es mittlerweile geschafft, mich aufzurappeln und lehne mich keuchend an die Gitterstäbe. Ich bemerke, wie meine Mitinsassen scharf die Luft einsaugen, als ich meinen Kopf aufrichte, und sie sich zu dritt in die gegenüberliegende, äußerste Ecke drängen.

Abwertend schnaube ich durch die Nase aus und schaue zurück auf meine Häscher. Der Ritter ist gerade dabei, wieder auf sein Pferd zu klettern. Die beiden Soldaten blicken dem Karren noch kurz nach, wenden sich dann jedoch schnell wieder ab und marschieren in die Richtung, aus der wir gekommen sind.

Dorthin, wo ich jetzt auch sein sollte.

Doch heute ist anscheinend einfach nicht mein Tag.

Die abgemagerte Frau flüstert den Männern etwas zu, während sie auf mich deutet. Dumme Menschen. Denkt sie etwa, ich würde sie nicht verstehen? Wo sie doch für meine Verhältnisse fast zu schreien scheint. Nun, dann werde ich mal dafür sorgen, dass sie Abstand wahren und mich in Ruhe lassen.

„Ja“, antworte ich, ohne dass man mich direkt angesprochen hat. Ich gebe mir keine Mühe, meine Stimme zu unterdrücken. Die drei glotzen mich an, als hätten sie einen Geist vor sich. Der melodische Klang benebelt ihre Sinne. Ich drehe meinen Kopf zu ihnen und sehe der Frau direkt in die Augen. Sie weicht meinem Blick sofort aus. „Ich bin genau das, für was ihr mich haltet.“

Ängstlich versuchen sie, noch weiter von mir weg zu weichen, was natürlich aufgrund des engen Käfigs nicht möglich ist. Wimmernd wirft sie die Hände über den Kopf.

Ich verdrehe die Augen. Denken die etwa, ich würde sie hier und jetzt in Frösche verwandeln? Ja klar, ich sitze ja auch gefesselt in diesem verdammten Käfig, weil ich sonst heute nichts mehr zu tun habe. Wären meine tatsächlich Kräfte so groß, würde ich nicht gefesselt mit ihnen in diesem Karren meinem Schicksal entgegen schaukeln.

Dankbar über etwas mehr Platz strecke ich die Beine aus, die bereits wieder kribbeln, und sehe durch die Gitterstäbe hindurch. Wir kommen gut voran und haben die Stadtmauern fast erreicht.

Schon einige hundert Meter, bevor wir die Mauern passieren, höre ich das Gekrächze der Raben, die sich um den Leichnam eines Gehängten streiten. Mit ihren Toten sind sie hier nicht gerade zimperlich...

Würde ich auch so enden? Oder war ich dessen noch nicht einmal wert? Würde man mich nur in den Stadtgraben werfen oder verbrennen? Ich kenne schließlich die Sagen und Märchen, die sich um die Halbfelfen ranken. Unsere Finger sind begehrte Trophäen, ebenso unsere Ohren. Vielleicht schneiden sie mir sämtliche wertvolle Körperteile ab, bevor sie mich auf den Scheiterhaufen werfen. So können sie noch Profit aus mir schlagen, nachdem sie mich wie ein exotisches Tier vorgeführt, gefoltert und verbrannt haben.

Meine Gedanken werden durch das Wimmern der Frau unterbrochen, die wahrscheinlich auch endlich den Schrei der Raben gehört hat. Sie krümmt sich zusammen und ihre Lippen

bilden stumme Worte als würde sie beten.

Ich verdrehe die Augen gen Himmel. Ich habe genug mit meinem eigenen Schicksal zu tun; das Gejammer der anderen macht mich wütend.

Einer der Männer fixiert mich und macht das Zeichen gegen das Unheil. Warum sind die drei eigentlich nicht gefesselt?

Mit lautem Poltern passieren wir das Stadttor. Es stinkt erbärmlich, als wir die Straße der Gerber und Abdecker entlang fahren, die direkt vor dem Gemäuer angesiedelt sind. Gelegentlich hat der Karren Schwierigkeiten, dem Unrat auf der Gasse auszuweichen, um nicht stecken zu bleiben.

Ich drehe den Kopf und versuche, meine Nase an die Schulter zu pressen, um so wenigstens etwas Gestank zu filtern. Im Augenwinkel sehe ich, wie die ersten Arbeiter die Straße säumen und mit ihren dreckigen Fingern auf mich zeigen.

Als wir über den Marktplatz fahren, der gepflastert ist und in dessen Mitte ein großer, kunstvoller Springbrunnen steht, bildet sich sogleich eine Menschentraube um den kleinen Gefängnisarren. Manche der Schaulustigen werfen mit fauligem Gemüse und Eiern.

Ich versuche, stoisch geradeaus zu blicken. Meine Mitinsassen wimmern, die Frau weint und zerrt an ihren verfilzten Haaren, was natürlich die Menge noch mehr anstachelt. Ich will sie anschreien, dass sie ihre Klappe halten und sich ihrem Schicksal fügen sollen, schließlich sind sie garantiert nicht umsonst mit mir in diesem Gefängnis, doch ich schweige.

Als die ersten Menschen, die sich ganz nah an den Karren drängen, sehen, was ich bin, weichen sie sofort mit einem Aufschrei zurück, als würde sich ein Siechender im Wagen befinden, dessen bloßer Anblick ansteckend wirkt. Die Nachricht, dass eine Halbfelfe gefangen im Karren sitzt, verbreitet sich wie ein Lauffeuer. Immer mehr Menschen strömen aus den Gassen und Häusern und säumen den Weg.

Doch zumindest lassen sie uns in Ruhe. Es fliegt kein Unrat mehr und eine unnatürliche Stille senkt sich über die Stadt, als hätte jeder die Luft angehalten und wartet nur darauf, dass ich mich in ein Feuer speiendes Monster verwandle und die Stadt abfackele.

Ganz im Ernst, das würde ich gerne.

Noch bevor wir am Gefängnis ankommen, erwarten uns dort unzählige Menschen, die, aus sicherer Entfernung natürlich, einen Blick auf mich erhaschen wollen. Rude stößt einer der Ritter die Menschen beiseite, um Platz für die Weiterfahrt zu machen.

Ich mache mein Gesicht zu einer steinernen Maske, obwohl es in meinem Inneren brodelte. Angst vermischt sich mit Wut und Abscheu über das Verhalten dieser Menschen, die mich begafften, auf mich zeigen und mich still verfluchen. Nicht einen von ihnen habe ich je in meinem Leben gesehen, geschweige denn irgendwas zuleide getan, und doch gieren sie nach meinem Tod. Nach einem möglichst schmerzvollen, Aufsehen erregenden Tod.

Das Gefängnis hat hohe, dunkle Steinmauern. Es ist kalt und zugig, als wir auf den großen Platz fahren, auf dem wir schon von einer Kompanie Soldaten erwartet werden.

Mir fallen sogleich die drei Galgen auf, die ziemlich mittig auf dem Innenhof stehen. Dahinter befindet sich ein Scheiterhaufen. Das Holz ist bereits aufgeschichtet.

Anscheinend wird hier nicht viel Zeit verschwendet. Wie war das mit dem Urteil, das der König unterzeichnen sollte? Hat der die Dinger vorrätig in einer Schublade?

Die Frau, die mit mir im Karren sitzt, bricht schreiend zusammen, als zwei Soldaten sie unsanft heraus schleifen. Die beiden Männer gehen anfangs noch halbwegs selbstständig, müssen jedoch auch gezerrt werden, als sie die Galgen erspähen.

Als ich an der Reihe bin, aus dem Wagen geführt zu werden, schauen sich die beiden Soldaten zweifelnd und unsicher an. Keiner wagt es, mich zu berühren.

In einem kurzen Anflug von Belustigung ob dieser Situation ziehe ich fragend eine Augenbraue nach oben und schnaube.

Ich steige also selbst heraus, was nicht ganz einfach ist, da meine Arme noch immer hinter dem Rücken fest zusammengebunden und meine Beine während der Fahrt eingeschlafen sind. Ich schwanke, nachdem ich aus dem Karren gerobbt bin, und hätte fast das Gleichgewicht verloren. Im letzten Moment greift einer der Soldaten nach meinem Arm und zieht mich nach oben, lässt mich danach aber sofort wieder los, als hätte er sich die Hand verbrannt.

Während die drei Menschen, die mit mir im Karren befördert wurden, unter Wehklagen und um Gnade bettelnd in ihre Zellen gezerzt werden, gehe ich, flankiert von zwei Soldaten ohne ein Wort aufrecht zu dem Zellenblock, den man mir zuweist.

Die langen Korridore sind nur spärlich von Fackeln an den Wänden erhellt und jeder Schritt und jedes Geräusch hallt unnatürlich laut in diesen Gemäuern wider. Es stinkt erbärmlich nach Ausscheidungen, Verwesung und Krankheit. Hier und da strecken einige Gefangene die Hände durch die Gitter, als ich flankiert von meinen Wärtern vorbei laufe.

Ich bemühe mich um einen gleichmäßigen Schritt, jedoch schlottern meine Knie vor Angst so sehr, dass ich befürchte, jeden Moment umzufallen.

Vor einer Zelle im hintersten Winkel eines verlassenen Traktes bleiben wir stehen und einer der Soldaten nestelt an einem riesigen Schlüsselbund, der an seinem Gürtel hängt. Ich spähe durch Gitterstäbe in die Zelle und bin erstaunt, wie halbwegs sauber es ist. Ich habe sogar einen Strohsack als Bett und einen Eimer mit Wasser. Vor allem aber genieße ich die Einsamkeit und Ruhe.

Ich hatte Angst, mit mehreren Menschen zusammengepfercht in ein stinkendes Loch geschmissen zu werden, ständig dem Gestank und den Geräuschen anderer ausgesetzt. Dahingegen ist diese Einzelzelle fast schon Luxus – wenn man die Gesamtsituation einmal ausblendete.

Der Soldat hat endlich den passenden Schlüssel gefunden, öffnet das quietschende Gatter und wartet, dass ich hinein gehe. Der zweite folgt mir und nimmt mir in der Zelle die Handfesseln ab. Ungläubig reibe ich meine wunden Handgelenke und drehe mich zu dem Mann um. Der zuckt die Achseln, nuschelt etwas von „Befehl“ und wendet sich um.

„Wenn du Ärger machst“, sagt er dann über die Schulter, als sich das Gatter hinterm ihm schließt, „bist du schneller wieder in Ketten als dir lieb ist. Dann findest du dich im finstersten Loch wieder, das wir hier zu bieten haben!“

Ich nicke stumm. Daraufhin verlassen die Männer den Zellentrakt. Die schwere Tür am Ende des Korridors fällt laut ins Schloss und ich höre einen Schlüssel, der umgedreht wird.

Das Geräusch hat etwas Endgültiges...

Die Zelle, in die man mich gesteckt hat, ist klein, aber sauber. Es riecht nach frischem Stroh. Neben dem Bett steht ein kleiner Schemel mit einer Kerze. Allerdings kann ich nirgends Hölzer oder Steine zum Feuer machen finden. Nach kurzem Überlegen zucke ich mit den Achseln, mache eine Bewegung mit meiner rechten Hand und spreche die Zauberformel.

„Ignis.“ Eine kleine Flamme flackert über der Kerze und spendet mir etwas Licht. Fenster gibt es in diesem Trakt nicht. Außerhalb meiner Zelle hängen einige Fackeln an den Wänden, die jedoch nur spärliches Licht und noch weniger Wärme spenden, dafür aber unheimliche Schatten an den Wänden tanzen lassen. Fröstelnd reibe ich mir die Arme und ziehe dann

meinen Umhang enger um mich.

Ich lasse mich auf dem Strohsack nieder und starre zur Decke empor. Tausend Fragen kreisen in meinem Kopf, auf die ich keine Antwort weiß.

Eine Flucht ist unmöglich, dazu reicht meine Kraft bei Weitem nicht aus. Bis auf ein paar kleine Feuer- oder Lichtzauber und einen Heilzauber, um kleinere Verletzungen zu heilen, verfüge ich über keinerlei magische Begabung. Bryande, meine Ziehmutter, sagte immer, dass die Kunst der Magie über die Jahrhunderte in Vergessenheit geriet und nur noch alltägliche Sprüche erhalten geblieben sind. Sicherlich gibt es in den großen Städten noch Elfenmagier, die die Mauern mit Feuersbrunst- oder Tornadosprüchen schützten, aber auch sie wurden seltener. Die Ausbildung zum Magier ist auch unter den hochbegabten Elfen und Hochelfen nichts Banales. Man musste zum Meistermagier erwählt sein, um überhaupt die strenge Schule der Hochelfen durchlaufen zu dürfen. Bryande war einst einem fähigen Magier begegnet, der ihr einige Zauber beibrachte, die sie an mich weitergab. Jedenfalls hat sie mir das erzählt.

Aber zu mehr als zum Feuer entfachen oder Menschen abschrecken reicht es leider nicht. Obwohl ich eine gelehrige Schülerin war, wollten die Zauber, die ich sprach, einfach nicht funktionieren.

Zum Glück scheint dieses Wissen den Menschen bisher verborgen geblieben zu sein, schließlich denken sie noch immer, dass jeder Elf, Hochelf oder auch Halbelf automatisch ein großer Zaubermeister ist, der eine ganze Stadt mit einer Handbewegung in Schutt und Asche legen kann.

Das Gitter sieht massiv aus, Fenster gibt es nicht. Mit meinem kleinen Feuerzauber kann ich das eiserne Türschloss unmöglich einschmelzen, eher würde ich bei meinem Glück noch den Strohsack in Brand setzen und jämmerlich in dieser Zelle verbrennen. Was die Stadtbewohner um meine öffentliche Einäscherung und das damit einhergehende soziale Ereignis bringen würde. Bei dieser Ironie muss ich sogar kurz lächeln.

Irgendwann, während ich über mein Schicksal und das, was mir noch bevor steht, grübele, übermannt mich die Müdigkeit und ich falle in einen tiefen Schlaf.

*_*_*_*

Zu meinem Verdruss bleibt auch dieser Schlaf nicht traumlos. Wieder verfolgen mich die Schreie, die aus dem Flammendorf dringen. Und wieder sehe ich diese blendend schöne Elfenfrau, wie sie mehr und mehr Feuerbälle auf die Häuser niederprasseln lässt. Ihr schrilles Lachen gellt mir in den Ohren, während ich wie ein Unbeteiligter die Szene verfolge. Jeder Feuerzauber von ihr fliegt an mir vorbei oder durch mich hindurch, verletzt mich nicht, doch ich kann die Hitze spüren, die sich unter meine Haut frisst. So sehr ich es auch versuche, ich kann nicht einen Schritt auf dem schlammigen Boden machen.

Panisch schlage ich meine Hände über die Ohren, um das Schreien und Lachen auszublenden, doch die Geräusche dringen ungedämpft zu mir durch und zermürben mich.

Ich erwache schweißgebadet, zitternd und atemlos. Kurz muss ich überlegen, wo ich mich befinde, spüre dieses Sacken im Magen, bevor die Vorfälle des letzten Tages wieder über mich herein brechen.

Durch die Dunkelheit um mich herum kann ich nur schätzen, wie spät es mittlerweile ist. Die Kerze, die ich angezündet habe, ist zur Hälfte herunter gebrannt.

Ich setze mich auf und stütze meinen Kopf in die Hände. Dieser Traum will mich nicht loslassen. Er macht mich fertig, verfolgt mich und ich weiß nicht, warum. Ich habe in meinem Leben, bis auf Bryande, niemals eine reine Elfe gesehen. Bryande selbst hatte vom Äußeren nicht viel mit den Geschichten über wundervolle Elfen gemein. Sie war eher herb und stämmig.

Ich hätte sie mir auch nie anders vorstellen können. Ihr dichtes, vom Alter bereits silbernes Haar trug sie immer zu einem dicken Zopf geflochten. Ihre Gesichtszüge waren kantig, ihre Nase war eine Spur zu groß, um schön zu sein, und ihre blauen Augen blitzten spitzbübisch. Oder waren ihre Augen grün gewesen?

Ich seufze und reibe mir wütend über die Augen, die zu brennen beginnen.

Obwohl erst zehn Jahre seit ihrem Tod vergangen sind, eine kurze Zeit verglichen zu unserer Lebensdauer, entgleiten mir die Erinnerung an sie mehr und mehr. Ich beginne, ihr Gesicht und den Klang ihrer Stimme zu vergessen. Bryande wird zu einem schattenhaften Wesen. Je mehr ich versuche, mich an Einzelheiten zu erinnern, desto undeutlicher werden ihre Konturen, bis sie schließlich gänzlich verschwimmen.

Ehe die Tränen fließen können, drücke ich energisch die Handballen gegen die Augen.

Ein Schauer überkommt mich und ich reibe mir fröstelnd die Arme. Dann ziehe ich die Beine an und breite meinen Umhang über mir aus, um mich aufzuwärmen. Den Kopf seitlich auf die Knie gelegt, starre ich die Steinwand an und hadere mit meinem Schicksal.

Ohne mich groß zu bewegen, lasse ich meinen Blick durch die kleine Zelle schweifen. Sie ist nahezu quadratisch, aus kaltem Stein gebaut, ohne Fenster. Allein durch die Gittertür dringt etwas Licht dank der Fackeln herein, die im äußeren Gang angebracht sind.

Ich friere erbärmlich und mein Magen knurrt ohrenbetäubend. Ich weiß nicht, ob ich vor meinem Tod nochmal etwas zu Essen bekomme und versuche mich zu erinnern, was meine letzte Mahlzeit war. Es fällt mir nicht ein. Die friedliche Zeit, abgeschlossen in meiner Hütte, erscheint auf einmal in unerreichbarer Ferne.

Ich schließe die Augen und versuche mir die Wärme meines Heims vorzustellen, das Plätschern des kleinen Bachs, der direkt an meiner Hütte entlang läuft, das beruhigende Rauschen der großen Bäume, die mein Zuhause abschotten, und den süßen Duft des Lavendelbuschs, der direkt neben meinem Fenster wächst.

Ein Lächeln stiehlt sich auf meine Lippen, während gleichzeitig nun doch Tränen meine Wangen hinunterrinnen.

Ich will nach Hause!

Der Schlüssel der schweren Außentür, die meinen Zellentrakt von anderen trennt, wird herumgedreht und reißt mich aus meinen Gedanken. Ich springe von meinem Strohbett hoch, wische mir energisch die Tränen weg und blicke den Gang entlang.

Schweren Schrittes tritt ein Mann in voller Rüstung ein. Er ist groß und kräftig, soweit ich das unter dem schwarzen, glänzenden Metall beurteilen kann. Sein blutroter Umhang weht hinter ihm her, als er vor meiner Zelle zum Stehen kommt. Die Geräusche seiner in Metall gehüllten Stiefel hallen im Korridor wider.

Ich weiche einen halben Schritt zurück und wäre beinahe wieder auf dem Strohlager gelandet. Ein Schwarzer Ritter! Das konnte nichts Gutes verheißen... Die Männer in rabenschwarzer Rüstung, die mich jede Nacht in meinem Traum heimsuchen; und nun steht einer vor mir, aus Fleisch und Blut.

Der Mann nimmt seinen schwarzen Helm ab. Sein Gesicht ist teigig, die spitze Nase verleiht ihm etwas Habichtartiges. Seine Augen registrieren kalt meine nicht gefesselten Hände, ehe er mein Gesicht fixiert. Quer durch sein Gesicht verläuft eine wulstige Narbe.

Ich schlucke unwillkürlich. Dieser Mann macht mir Angst, panische Angst. Die Kälte in seinen blassblauen Augen jagt mir einen Schauer über den Rücken.

„So, so.“ Er schmunzelt belustigt. „Dieses Mädchen ist also die Halbfelfe, vor der sich die

halbe Stadt fürchtet.“ Es ist eigentlich mehr eine Frage, aber als ich ihm nicht antworte, sondern nur stumm zurückschaue und versuche, mein Gegenüber einzuschätzen, fährt er unbeirrt mit seinem Monolog fort.

„Hast bei den Soldaten für ganz schön Aufsehen gesorgt, Kleine.“ Seine Stimme ist tief und polternd. Und lauernd. „Sie haben so viel Angst vor dir, dass sie dich hier in Einzelhaft sperren. Dennoch haben sie Befehl von ganz oben bekommen, dass du es einigermaßen behaglich hast.“ Er deutet mit einer Handbewegung auf meine Zelle.

Wer auch immer „ganz oben“ ist, ich danke ihm im Stillen für meine Hafterleichterungen. Ich möchte mir nicht vorstellen, wie es den drei abgerissenen Gestalten ergangen ist, die mit mir eingeliefert worden sind. So schlimm es auch ist, gefangen zu sein, ist meine Zelle doch sauber und ohne Ungeziefer. Außerdem habe ich einen trockenen Platz zum Schlafen und keine Fesseln um Hände und Knöchel.

„Tja, aber das tut nichts mehr zur Sache.“ Er wendet sich um. „Brennen wirst du so oder so, egal wer sich für dich einsetzt.“

Ich ziehe scharf die Luft ein und schlage mir die Hände vor den Mund, um jeglichen Aufschrei oder Betteln zu unterdrücken. Nein, ich werde nicht vor diesem Kerl zusammenbrechen!

„Schon morgen wirst du's schön warm haben!“ Er lacht scheppernd, als hätte er einen Witz gerissen. Sein Brustkorb hebt und senkt sich und seine Rüstung scheppert fast so sehr wie sein Lachen. Er winkt zwei Männer herein, die sich an der Tür postiert haben.

Sofort schießen mir Horrorszenarien durch den Kopf. Werde ich jetzt schon abgeführt? Zündelt das Feuer unter dem Scheiterhaufen schon?

„Ihr zwei! Passt auf sie auf, damit sie keine Dummheiten macht. Wir wollen doch morgen unser Freudenfeuer nicht versäumen!“ Wieder lacht er, während er seinen Helm aufsetzt, und ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen verlässt er meinen Zellentrakt.

Er schließt die schwere Tür hinter sich. Die beiden Männer, die er zu meiner Bewachung abkommandiert hat, sind nun mit mir im Zellentrakt gefangen. Unsicher schauen sie umher, peinlich darauf bedacht, mich nicht anzusehen. Wahrscheinlich denken sie, ich könnte sie mit meinem Blick verhexen.

Und wieder einmal danke ich den Göttern für diese Schauergeschichte über uns Halbelfen.

Immer noch zitternd vor Angst sinke ich auf die Knie. Meine Augen sind starr geöffnet und mein Atem geht unregelmäßig. Ich hatte es zwar als Möglichkeit erwogen, verbrannt zu werden, jedoch hoffte ich doch auf den Strang. Oder Enthauptung. Oder irgendwas anderes, als mein Fleisch bei lebendigem Leibe verbrennen zu lassen.

Getrieben durch die Panik, die mich erfasst hat, blicke ich mich um und gehe krampfhaft meine Möglichkeiten durch.

Die beiden Wachen erhöhen mein Fluchtrisiko. Sicherlich könnte ich sie mit ein paar Zaubertricks ablenken oder eine Zeit lang lahmlegen, jedoch würde mich das noch immer nicht aus dem Zellentrakt bringen. Die schwere Tür ist von außen verschlossen und die beiden Männer sehen mir nicht so aus, als hätte man ihnen einen Schlüssel anvertraut. So wie sie sich vor Angst fast in die Hose machen, hätten sie sich schon längst davon gemacht, wenn sie könnten.

Ich stehe auf und mache einen unsicheren Schritt auf das Gitter zu. Die beiden Soldaten stehen an der gegenüberliegenden Wand, außerhalb meiner Reichweite. Soll ich sie näher locken und dann überwältigen? Vielleicht haben sie doch einen Schlüssel. Möglichst unauffällig

mustere ich sie, kann aber keinen Schlüsselbund an ihren Gürteln entdecken.

Ich muss also aus meiner Zelle kommen, die beiden Wachen überwältigen, irgendwie die Tür zu meinem Zellentrakt aufbrechen und dann den Weg aus dem Gefängnis finden, in dem ich mit Sicherheit auf weitere Soldaten treffen würde. Anschließend würde ich mitten auf dem Platz mit den Galgen und dem aufgeschichteten Scheiterhaufen stehen, umgeben von weiteren Soldaten, Rittern und wissen die Götter was noch.

Aber ich kann doch nicht einfach hier sitzen, die Hände in den Schoß legen und darauf warten, dass man mich morgen in die Flammen schickt!

Noch während ich das Für und Wider eines Fluchtversuchs abwäge, öffnet sich die Tür erneut. Die Männer atmen erleichtert aus, da sie hoffen, von ihrem unfreiwilligen Posten abgezogen zu werden.

Doch nichts tut sich.

Niemand tritt ein, nur die Tür öffnet sich einen Spaltbreit mit einem Quietschen. Misstrauisch nähern sich die beiden Männer dem Eingang und fallen nahezu gleichzeitig mit einem unterdrückten Schrei zu Boden.

Eine völlig verhüllte Gestalt tritt lautlos in den Zellentrakt. Da die Lichtverhältnisse ohnehin schlecht sind, muss ich mich anstrengen, um sie überhaupt auszumachen.

Der Größe nach zu schließen handelt es sich um einen Mann. Eine Kapuze ist tief in sein Gesicht gezogen und sein Körper wird vollständig durch einen weiten dunklen Umhang verhüllt, der bis zu seinen Knien reicht.

Er stupst einen der ausgeschalteten Soldaten unsanft mit der Schuhspitze an. Als dieser sich nicht rührt, kommt er auf mich zu, ohne ein Geräusch zu verursachen und bleibt vor der Tür zu meiner Zelle stehen.

Ich springe zurück an die Wand hinter mir, um möglichst viel Raum zwischen uns zu schaffen. Er bewegt sich geschmeidig, nahezu leichtfüßig. Das einzige Geräusch, das er verursacht, ist ein leises Rascheln des Umhangs.

Als er den Kopf hebt und mich ansieht, bemerke ich, dass eine Maske die untere Hälfte seines Gesichts bedeckt. Nur seine Augen sind frei und mustern mich. Ihre Farbe kann ich jedoch bei dem Licht nicht ausmachen.

„Wenn ich dich hier 'raus lasse“, beginnt er das Gespräch, „hoffe ich, dass du mir nichts tun wirst. Ich kann dich aus der Stadt bringen.“ Seine Stimme wird durch die Maske gedämpft und daher kann ich auch ihren Klang nicht genau zuordnen.

Ich werde misstrauisch. „Warum wollt Ihr mir helfen?“ Ich trete zögernd einen Schritt näher an die Zellentür. „Ihr wisst sicherlich, was ich bin.“ Ich deute auf meine Ohren und erwarte, dass er jeden Moment schreiend davonrennen wird. Doch er bleibt, wo er ist, legt den Kopf schräg und mustert einen Moment meine spitz zulaufenden Ohren. Ich winde mich unter seinem Blick und Blut schießt in meine Wange, ohne dass ich weiß, warum.

Er winkt schließlich ab. „Ich weiß aber auch, dass du nur durch Zufall gefangen wurdest, weil du zur falschen Zeit am falschen Ort warst. Du hast niemanden bedroht.“

Mein Misstrauen wächst. „Das ist noch lange kein Grund. Auf Halbfellen sind Kopfgelder ausgesetzt. Egal ob sie Städte abfackeln oder irgendwo friedlich im Wald leben.“

Ich kneife die Augen zusammen und versuche, die aufkeimende Wut zu unterdrücken. Warum diskutiere ich hier mit einem völlig Vermummten, der die Wachen zu meiner Zelle mit einem einzigen Streich ausgeschaltet hat? Warum rechtfertige ich mich vor ihm?

Der Vermummte schüttelt den Kopf. „Nenn' es von mir aus, wie du willst, aber ich würde dir gerne behilflich sein, hier 'raus zu kommen.“ Um seine Aussage zu bekräftigen, zieht er den Schlüsselbund unter seinem Umhang hervor und steckt auf Anhieb den richtigen Schlüssel in das Schloss zu meiner Zelle. „Also, wirst du brav sein, wenn ich deine Zelle öffne?“

Ich schnaube belustigt. „Sehe ich aus, als könnte ich ein Inferno entfesseln? Dann wäre ich hier sicherlich schon lange weg und würde nicht auf meine Hinrichtung warten.“ Ich halte das Ganze noch immer für einen Scherz. Niemand kann so beschränkt sein und einer Halbfelbe freiwillig zur Flucht aus einem Gefängnis verhelfen.

„Der Weg zu dem Versteck, das ich für dich gewählt habe, führt durch einige Korridore, die vermutlich bewacht werden. Kannst du dich irgendwie verteidigen?“

Ah, anscheinend will er doch keinen Klotz am Bein haben. „Ich bin mit Stäben und Speeren recht geübt und weiß diese zu führen.“, sage ich mit Stolz in meiner Stimme. Nicht viele Frauen, sei es nun Elfe oder Mensch, wurden in der Waffenkunst unterrichtet. Natürlich hatte mir Bryande auch darüber alles beigebracht. Mein Umgang mit Waffen war an nicht so viele Grenzen gestoßen wie der mit Magie und ich bin eine ganz passable Kämpferin.

Er nickt. „Gut, dann besuchen wir zuerst die Waffenkammer.“ Er dreht den Schlüssel um, wodurch sich die Tür mit einem lauten Quietschen öffnet. „Im Versteck, einem alten Raum in einem unbenutzten Geheimgang, wirst du die Nacht abwarten. Morgen wird ein Fest veranstaltet, bei dem du durch die Menschenmassen unbemerkt entkommen kannst.“ Er stößt das Gitter auf und tritt beiseite, damit ich die Zelle verlassen kann.

Ich denke lieber nicht darüber nach, was genau denn morgen gefeiert werden soll. Noch immer misstrauisch trete ich aus der Zelle, setze zögerlich einen Fuß vor den anderen, lasse die Augen jedoch nicht von dem Unbekannten vor mir, so als erwarte ich jederzeit einen Angriff.

Es erscheint mir zu leicht. Die kleinen Härchen in meinem Nacken stellen sich auf und sämtliche Sinne schreien mir zu, ihm nicht zu vertrauen. Irgendwas ist faul an der Sache. Er hat innerhalb von Sekunden die beiden Wachen zu Fall gebracht, um mir zu helfen. Er will mich ohne Gegenleistung - zumindest war bisher davon keine Rede - retten und aus der Stadt schaffen. Und er will mir sogar noch eine Waffe in die Hand geben.

Ist dieser Kerl nicht mehr ganz bei Trost?

Der Vermummte jedoch dreht sich um und gibt mir ein Zeichen ihm zu folgen. Lautlos husche ich hinter ihm durch die spärlich beleuchteten Korridore.

Nach der zweiten Abzweigung stehen wir vor einer Tür, die jedoch von zwei Soldaten bewacht wird, die in ein Würfelspiel vertieft sind. Auch scheinen sie dem Alkohol bereits stark zugesprochen zu haben, was ich aus dem Fass und den Humpen neben ihnen entnehmen kann.

„Hinter dieser Tür befindet sich die Waffenkammer“, wispernd der Unbekannte.

„Rechnet Ihr mit Gegenwehr oder warum riskiert Ihr, mir eine Waffe zu besorgen?“, flüstere ich ebenso leise. Meine Neugier hat mal wieder gesiegt.

Er wiegt den Kopf leicht hin und her. „Ich denke, dass es bisher zu einfach war. Der geheime Raum befindet sich in der Nähe der Gemächer der königlichen Familie. Dort werden wir auf mehr Wachen treffen als hier, wo alles Gefährliche hinter Schloss und Riegel gewährt wird.“

„Und warum muss ich in diesen Raum? Kann ich nicht gleich jetzt bei Nacht verschwinden?“

Er schüttelt energisch den Kopf. „Nein, die Wachen im Hof und an den Toren wurden verdreifacht. Man befürchtet nicht einen Ausbruch, jedoch einen Rettungstrupp für die gefangenen Diebe, sowie anderes Gesindel, das sich zum Fest unter die Leute mischt. Alle Zugänge der Stadt werden strengstens bewacht.“

Einer der Männer, die noch immer um einen kleinen Tisch sitzen und würfeln, sieht kurz in unsere Richtung. Sofort drücke ich mich an die kalte Steinwand. Mein Begleiter legt symbolisch den Zeigefinger an die Lippen. Ich nicke stumm. Er ist mir so nahe, dass ich seine Körperwärme spüren kann und ein wohliger Schauer läuft mir bei dieser Kälte über den Rücken.

Leise greift er unter seinen Mantel an seinen Gürtel. Dort hängen zwei Schwerter, auf jeder Seite eins. Trotz der schwachen Lichtverhältnisse sehe ich, dass es sich um kostbare Waffen handeln muss. Die Griffe sind reich verziert und der Stahl blitzt vor Sauberkeit. Der Vermummte scheint also kein mittelloser Dieb zu sein. Oder die Waffen gehören zu seinem Diebesgut. Auch seine Kleidung, die bisher durch den Umhang verdeckt wurde, ist aus feinem Material gefertigt und sauber.

Ein Hauch von Lavendel weht zu mir hinüber und ich sauge ihn gierig ein. Mit geschlossenen Augen bin ich in meiner Hütte und rieche den Lavendelbusch vor meinem Schlafzimmerfenster, dessen Duft mir gleich morgens in die Nase weht, nachdem die Sonne auf ihn scheint.

Bevor ich meinen Gedanken weiter nachgehen kann, stürzt der Unbekannte aus der Nische, in der wir uns versteckt halten, vor und rennt nahezu geräuschlos auf die Männer vor der Waffenkammer zu. Alles geschieht innerhalb eines Wimpernschlags. Noch ehe die Männer begreifen, was um sie herum geschieht, liegen sie mit einer Beule am Kopf am Boden.

Langsam trete auch ich aus der Wandnische hervor. „Haltet Ihr es für klug, sie am Leben zu lassen?“ Ich deute auf die bewusstlosen Wachmänner.

Er zuckt mit den Schultern. „Sie haben dich nicht gesehen. Warum also unnötig Blut vergießen? Wenn sie morgen befragt werden, werden sie aussagen, dass sie von einem Gesichtslosen niedergeschlagen wurden. Die Wachen an den Gemächern werden sich allerdings nicht so einfach überrumpeln lassen.“

Mit schnellen Bewegungen entwendet er einem der niedergeschlagenen Männer den Schlüssel und öffnet die Tür.

Das Innere der Kammer ist stockfinster. Ich greife nach einer Fackel, bevor ich eintrete.

Der Unbekannte steht bereits vor einem Schrank und öffnet ihn. Scheinbar kennt er sich hier aus. In diesem Chaos von achtlos gestapelten Waffen hätte ich eine halbe Ewigkeit gebraucht, etwas Passendes zu finden.

Unsicher lasse ich meinen Blick von den Schwertern zu den Morgensternen wandern und gehe ein paar Schritte auf die gegenüberliegende Raumseite zu. Dort sind einige Stäbe an die Wand gelehnt. Alle sind aber sehr kurz und zu dick, um gut in meinen Händen zu liegen. Ich lasse meinen Blick über das Sammelsurium schweifen und entdecke auch einige Waffenarten, die ich noch nie zuvor gesehen habe.

Mein Retter macht ein pfeifendes Geräusch und ich drehe mich in seine Richtung. Er wirft mir eine Waffe zu, die ich mit der freien Hand in der Luft auffange. Sie erinnert mich an einen Speer, jedoch ist an der Spitze eine Art gebogene Klinge eingearbeitet. Die Waffe liegt leicht und griffig in meinen Händen, trotz ihrer beachtlichen Größe.

„Schlag damit zu wie mit einem Stab“, erklärt er, als er meinen fragenden Gesichtsausdruck sieht. Ich stecke die Fackel in eine Halterung an der Wand und versuche, die Waffe zu schwingen.

Der massive Holzstab reicht mir etwa bis zur Nase, die Schneide an der Spitze ist gut zwei Ellen lang und ragt mir weit über den Kopf. Unter der Schneide befinden sich Bänder und am unteren Ende hängt ein kleines Gewicht zum Ausbalancieren.

Zweifelnd taxiere ich die Waffe von oben bis unten. Mit so großen Speeren habe ich noch nie trainiert.

„Das ist eine Schwertlanze. Eine Waffe aus einem entfernten Land. Ihren wirklichen Namen kann hier niemand aussprechen.“ Er lacht leise über diese Bemerkung und sieht mich abwartend an.

Ich greife versetzt an den Holzstab, hole aus und lasse die scharfe Klinge am oberen Ende durch die Luft sausen. Und nochmal. Dann führe ich eine Drehung aus und ziehe mit der Waffe nach. Ein Sirren erfüllt die Luft. Anders als gedacht ist die Waffe leicht zu führen und nicht zu sperrig, trotz ihrer Länge.

„Schaut gut aus“, lobt er meine Versuche und nickt anerkennend.

Tatsächlich ist diese Waffe wie geschaffen für mich. Die Schneide ist zwar einschneidig, jedoch sehr scharf und ich kann mir bildlich ihren durchschlagenden Erfolg vorstellen. Durch ihre Länge würde niemand nahe genug an mich herankommen.

Ich verknote die Bänder zu einer Schlaufe und hänge mir die Schwertlanze quer über den Rücken, um nirgends anzustoßen.

Der Vermummte ist bereits wieder aus der Waffenkammer herausgetreten und hält die Fackel in der Hand.

„Wir müssen diesen Gang entlang und zwei Stockwerke nach oben. Danach müssen wir ein kurzes Stück über den Innenhof und dann einen weiteren Stock hinauf.“ Er deutet mit der Fackel den dunklen Korridor entlang. „Je weniger Lärm wir machen, umso unbehelligter werden wir das Ziel erreichen.“

Ich nicke stumm. Wenn es darum geht, mich lautlos zu verhalten, bin ich Expertin. Ich husche hinter ihm durch die Gänge. Ein leises Echo unserer Schritte lässt sich in den dunklen, mit Steinen gemauerten Korridoren jedoch nicht vermeiden. Keiner von uns spricht mehr ein Wort, jedoch ist es kein unangenehmes Schweigen. Ich nutze die Zeit, um ihm hin und wieder verstohlen einige Blicke aus den Augenwinkeln zuzuwerfen. Allerdings kann ich bei der Dunkelheit sich viel erkennen.

Zum Glück stoßen wir nicht auf viele Wachen. Mein Retter hat Recht mit seiner Annahme, dass alle für die Bewachung der Stadtmauern und des Palastes abgezogen wurden.

Den wenigen Soldaten, denen wir begegnen, gehen wir großräumig aus dem Weg. Die meisten schlafen, trinken oder spielen Würfelspiele. Keiner scheint sich über eine Halbfelfe und weiteres Gesindel im Kerker Gedanken zu machen.

Als wir die Treppe erklimmen, die zum Innenhof führt, bleibt der Vermummte vor mir stehen und späht vorsichtig um die Ecken. Nachdem er sicher ist, dass keine Gefahr droht, winkt er mir zu. An die Mauer gedrückt laufe ich durch den Schatten. Auch der Innenhof wird nur spärlich mit Fackeln beleuchtet.

Dies ändert sich jedoch, als wir den nächsten Gebäudekomplex betreten. Sogleich fällt mir die andere Bauweise auf. Die Wände sind mit edlen Vorhängen dekoriert und auf dem Boden liegen dicke Teppiche, die die Geräusche unserer Füße komplett absorbieren. Ich habe regelrecht das Gefühl in diese Teppische einzusinken. Auch ist es sehr viel heller, sodass meine Augen sofort schmerzen, als ich das Gebäude betrete, und ich muss blinzeln. Ich war zu lange an die Dunkelheit gewöhnt. Schützend halte ich eine Hand vor die Augen.

Der Vermummte bleibt vor mir stehen und betrachtet mich stumm. Als meine Augen sich an die Helligkeit gewöhnt haben und ich meine Hand wieder sinken lasse, deutet er mit einer Kopfbewegung den Gang hinunter.

Ich nicke und folge ihm.

In diesem Licht kann ich ihn zumindest von hinten betrachten. Sein Umhang ist aus feinem, dunkelvioletten Tuch, das in der Dunkelheit des Kerkers tiefschwarz gewirkt hatte. Seine Stiefel sind sauber und aus weichem, schwarzen Leder.

Wieder weht ein schwacher Duft von Lavendel zu mir.

Nein, hier kann es sich nicht um einen Dieb von der Straße handeln. Doch wer sonst könnte ein Interesse daran haben, eine Halbfelfe vor der sicheren Hinrichtung zu bewahren? Und warum?

Als ob ich laut gesprochen hätte, bleibt der Unbekannte stehen und dreht sich zu mir um. Zum ersten Mal kann ich sein Gesicht zumindest zum Teil erkennen. Seine Augen sind bernsteinfarben und leuchten fast wie flüssiges Gold im Licht, eingerahmt von dunklen Wimpern und ausdrucksstarken Augenbrauen. Solche Augen habe ich noch nie gesehen und ich schnappe unwillkürlich nach Luft. Sein musternder Blick geht mir durch und durch. Er scheint jünger zu sein, als ich anfangs dachte. Seine Haut, jedenfalls der Teil, den ich sehen kann, ist makellos, ohne Anzeichen von Verletzungen oder Entbehrungen.

Er weist mit der Hand auf eine Wand gegenüber von uns.

„Hinter dieser Wand ist die Kammer“, sagt er. „Ich werde sie jetzt öffnen und du wirst dort drin bleiben, bis ich dich morgen früh hole.“

Es klingt wie ein Befehl und ich versteife mich innerlich.

Ich sehe zu, wie er am Kerzenleuchter zieht und sich die Wand wie durch Zauberei mit einem leisen Grollen öffnet.

Aufgrund des Geräusches ziehe ich sofort den Kopf ein. Auch der Unbekannte greift zu seinen Waffen und späht nach allen Seiten.

Doch niemand scheint uns bemerkt zu haben.

Überhaupt ist es merklich still in diesem Teil des Palastes. Sollte es hier nicht von Wachen wimmeln, die das Leben der königlichen Familie schützen? Nicht ein einziger Wachposten hat unseren Weg gekreuzt, seit wir diesen Teil des Komplexes betreten haben.

Der Vermummte entspannt sich und tritt, mit einem Kerzenleuchter in der Hand, in die Kammer hinter der Mauer. Ich folge ihm, wende mich jedoch nochmals um. Kurz hinter mir verschließt sich die Wand genauso geräuschvoll wieder.

Wir stehen in einer kleinen Kammer, nicht mehr als ein Abstellraum. An der Wand lehnen ein paar alte Schränke, gefüllt mit allerlei Plunder, der aus den Schubladen quillt.

„Sicherlich findest du darin etwas, um eine Bettstatt für die Nacht zu bauen.“ Er deutet auf die Schränke. „Im Morgengrauen werde ich die Wand erneut öffnen und dir den Weg nach draußen zeigen.“ Er stellt den Leuchter auf einen Schemel in der Ecke und wendet sich zum Gehen.

„Wartet“, rufe ich ihm nach. Er verharrt mit der Hand an einem Stein. Wahrscheinlich öffnet dieser die Wand aus dem Inneren. „Warum helft Ihr mir? Warum riskiert Ihr so viel für mich?“

„Ich sagte doch bereits“, er drückt den Stein herunter und die Wand öffnet sich erneut, „dass dich das nicht zu kümmern braucht. Ich wünsche eine angenehme Nacht.“ Er deutet eine Verbeugung an, tritt aus der Kammer und die Wand schließt sich knirschend hinter ihm.